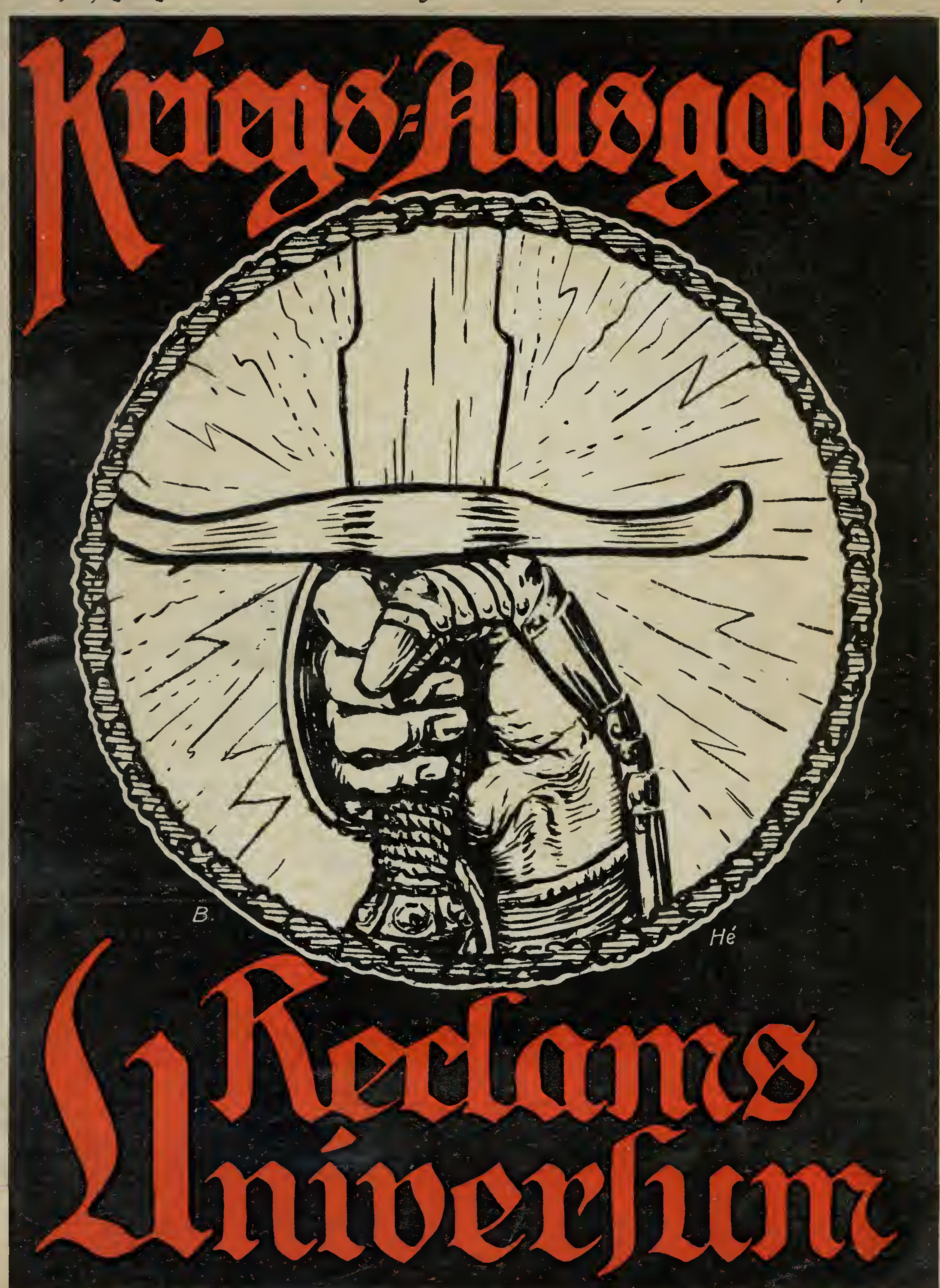
31. Jahrgang. 17. Dezember 1914. Heft 12.



Mit der Unterhaltungsbeilage 1870/71
• Erinnerungen und Betrachtungen •

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Eine Kriegssterbekasse hat der Allgemeine Deutsche Versicherungs-Verein a. G. in Stuttgart geschaffen, die es ermöglicht, für die Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen zu sorgen. Von jedem Kriegsteilnehmer oder dessen Angehörigen (Ehefrau, Eltern und Großeltern, Geschwister und sonstige Verwandte) aber auch von Freunden und Gönnern, Dienstherrschaften und Arbeitgebern können bis zu 30 Einlagen zu je 10 Mark auf einmal oder nach und nach geleistet werden. Die Anmeldung muß Vor- und Zuname, Dienstgrad, Armeekorps, Regiment, Kompagnie usw., sowie Geburtsort des Kriegsteilnehmers, ebenso auch Name und Wohnung der Bezugsberechtigten enthalten. Der Gesamtbetrag des Kassenvermögens wird nach dem Kriege voll und ganz, also ohne irgendwelchen Abzug von Auslagen und Verwaltungskosten nach Verhältnis der für die verstorbenen Kriegsteilnehmer geleisteten Einlagen erteilt. Einzahlungen können am besten und ohne weitere Kosten für den Zeichner auf das Postscheckkonto Nr. 5959 des Postscheckamts Stuttgart gemacht werden.

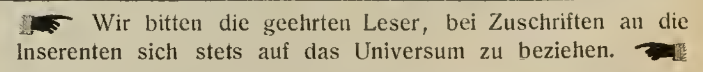
Schützengräben wurden in früheren Feldzügen nicht in so ausgedehntem Maße angewendet wie heutigestags. Wochenlang gräbt sich der Soldat in den Schützengräben ein und muß sich so bequem wie möglich einrichten; selbst ein Klavier ist manchmal zu finden. Viele, von uns kaum beachtete Gegenstände, weil wir sie uns sehr leicht beschaffen können, fehlen unseren braven Truppen. Eine kleine Milly-Kerze, um bei ihrem Scheine seinen Angehörigen schreiben zu können, wird von jedem dankbar als Liebesgabe angenommen werden, und ebenso wird durch die Zusendung einer Tube der bekannten Zahn-Creme Kalodont unseren Soldaten die Möglichkeit gegeben, sich vor Krankheiten durch eine gute Mundhygiene zu schützen.

Praktische Kleidung für Kriegsteilnehmer. Im allgemeinen wird der praktische und hygienische Wert seidener Unterkleidung noch viel zu wenig geschätzt. Seidene Gewebe sind äußerst dauerhaft und dicht, daher wärmehaltend, trotz dieser Dichtigkeit bleiben die Kleider leicht und luftdurchlässig, und trocknen daher schnell und nehmen den Schweiß gut auf. Die Seide hält das Ungeziefer vom Körper fern, was namentlich bei Hemden für den Kriegsgebrauch bei langem Tragen sehr wesentlich ist, auch nimmt selbstverständlich der glatte Seidenstoff den Schmutz nicht so an wie andere Stoffe. Die immer größer werdende Knappheit der Wolle hat eine Preissteigerung im Gefolge gehabt, die den Preisunterschied zwischen wollener und seidener Unterkleidung verschwinden läßt.

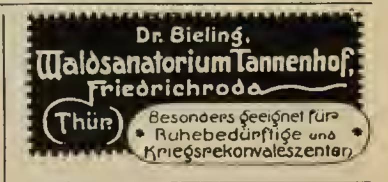


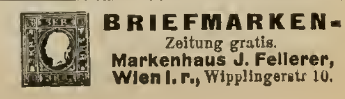












Liebesgabensammlung für die Helden der österreichisch-ungarischen Armeen

Bisheriger Ertrag laut der in Heft 11 veröffentlichten Liste . . . . Mk. 2366,22

Bis zum 11. Dezember sind eingegangen bei den Sammelstellen von

Math. Riegersche Buch- und Kunsthandlung, Augsburg: F. Sch. 5,—. Frau Dr. Pauli 10,— . . . . zus. Mk. 15,—

Georg C. Steinicke, Augsburg: Dr. Fries 5,—. Mal 2,—. Vierbacher 2,—. Guggenbühler 1,50 . . . . . . zus. Mk. 10.50

E. Morgensterns Buch- und Kunsthandlung, Inh. E. Wohlfarth, Breslau: Theodor Marcus 1,—. Alfred Dickmann 1,—. Jeany Wigele 1,—. Anny Gimmel 1,—. Manfred Eckert 1,—. E. Wohlfarth 2,— . . . . zus. Mk. 7,—

Buchhandlungs-Aktiengesellschaft, Budapest: Rudas 2 Kr. Krausz 2 Kr. Höffer 1 Kr. Szekely 3 Kr. Guthard 2 Kr. Verö 2 Kr. Direktor Szilagyi 10 Kr. . . . . zus. 22 Kr. = Mk. 17,20

Ernst Röttgers Buch- u. Kunsthandlung (Fr. Lometsch), Cassel: Pfarrer Dr. Preger 2,— H. K. 10,— Burau 5,— S. S. 20,— J. S. 2,— E. H. 4,— Frhr. E. v. St. 3,— J. H. 10.— N. 2,— Maria Orth 5,— . . . . zus. Mk. 63,—

Schrobsdorffsche Hofbuchhandlung (Hofbuchhändler W. Peters), Düsseldorf: Dr. Karl Mautner . . . . Mk. 50,—

Buchhandlung W. Krafft, Hermannstadt (Siebenbürgen): Gerhard Möckesch 1 Kr. Selma Möckesch 1 Kr. Friedrich Möckesch 1 Kr. Frau Herberth 2 Kr. Karoline Matthias 2 Kr. Frau Obermaier 5 Kr. Joh. Schneider 2 Kr. J. S. statt Blumen auf das Grab von Frau J. Jahn 4 Kr. Kucharski 10 Kr. Fritz Wolff 10 Kr. Charlotte Fuß 10 Kr. Frau Radulovits 20 Kr. Dr. Weißkircher, Agnetheln 5 Kr. Notär Gromes, Holzmengen 10 Kr. Susanne Pildner, Hammersdorf 1 Kr. . . . . zus. Mk. 65,52

Bernh. Liebisch, Buchhandlung, Leipzig: P. F. 3,—. Th. Schapire, L.-Schleußig 3,—. Dr. Gregor, Heilanstalt Dösen 10,—. Magdalene Große 1,—. D. Schulze 2,— . . . . zus. Mk. 19,—

Philipp Reclam jun., Leipzig: Firma und Personal E. P. Berger 20,15. H. H. Trösken 10,—. Ad. Klauß & Co. 20,—. Firma und Personal Quelle & Meyer 29,25. Firma und Personal Carl Flicke 30,—. Frau Else Binder, Leipzig 10,—. C. F. Rühl 30,—. Firma und Personal Schimpfermann & Co. 48,75. A. Twietmeyer 5,—. Firma und Personal Berger & Wirth 67,05. Mahla & Graeser 15,—. J. F. Bösenberg 25,—. Firma und Personal Hermann Crusius 26,—. Busse & Pfefferkorn 20,—. J. G. Schelter & Giesecke 50,—. L. Nienholdt 5,—. Firma und Personal Römmler & Jonas, Dresden 43,—. Firma und Personal Studders & Kohl 60,—. Firma und Personal Dampfbuchbinderei vorm. F. A. Barthel 15,—. Firma und Personal Carl Pohst 6,50. Firma und Personal J. C. Hinrichssche Buchhandlung 59,50. Firma und Personal J. F. Fischer 59,60. Firma und Personal A. Gutberlet & Co. 20,—. Otto Seyffert 5,—. N. 1,—. Reinecke 1,—. Carl Pohl 5,—. Leo Woerl 3,—. Geheimrat Seevein 3,—. Boettger 3,—. Personal des Verlags J. C. B. Mohr, Tübingen 10,—. Dresdner Chromo- und Kunstdruck-Papierfabrik Krause & Baumann, Dresden 20,—. Bieger, Oschatz 10,—. Frau Best, K. u. K. Oberstleutnants-Witwe, Hameln 20,—. Bahnarbeiter Schelle, Isenbüttel 1,40. Hugo Gerlach, Fechenheim (Sammlung unter Geschäftskollegen) 79,—. Rudersdorf, Gießen 3,—. Nootbaar, Schleswig 10,—. Familie Ruppel, Fulda 10,—. Jocher, Berlin W. 35 5,—. A. Foerster, Zahnärztin, Bonn 10,—. Bielfeld, Eutin 3,—. Grosch, Bensheim 2,—. Köhler-Hartha (aus Asch in Böhmen, für meine ehemaligen Kameraden) 10,—. Ein langjähriger Bezieher des U. 5,—. K. Wendling, Freiburg i. B., z. Z. im Felde 5,—. An die tapfern österreichischen Soldaten zur Erinnerung an Reichenberg in Böhmen von Frl. L. Frenkel, Halle 20,—. Sektion Dresden des D. und Oe. A.-V. 100,—. Sektion Essen des D. u. Oe. A.-V. 50,—. A. Reichmann, Stettin, mit einem herzlichen Gruß an die Tapferen 8,—. Hermes, Stuttgart 6,—. Dr. Schunder, Mannheim 5,—. Strauch, Hirschberg 3,—. C. Breitbach, Brühl bei Köln 3,—. O. H. Bauer, Marburg 5,—. Sternapotheke Fritz Schumacher, Dortmund 20,—. von Born, Coblenz 60,—. Papierfabrik Sacrau, Breslau 25,—. G. O. Loeffler & Jos. Holzamer, Frankfurt a. M. 15,—. Loeffler, Gohlis 5,—. Elisabeth Fischer, Dresden 50,—. Wagner, Dresden 5,05. Seminaroberlehrer Gebler, Halberstadt 10,—. Vogt, Wiesbaden 4,—. C. Schwarzenberg, Dresden 2,50. Ahnert, Leipzig 3,—. Frau Obermusikmeister Nitsche, Diedenhofen 4,—. Wünschmann, Leipzig 10,—. Wünsche, Leipzig, für unsere tapferen Bundesbrüder 6,—. S. L. Cabeu, Berlin 20,—. Stammtisch in der Taverne, Frankfurt a. M. 16,—. Bachmann & Reiter, Leipzig 30,—. Rechtsrat a. D. C. Leis, Mannheim 5,—. Luise Hellenthal, Stolberg, Rhld. 5,—. Pastor Biedermann, Wiesen 5,—. Apotheker Wittekindt, Eberbach a. Neckar 10,—. Deinert, Altheide 3,—. Schützenhaus Bamberg 5,—. Trautvetter, Köln 3,—. Oberlandesgerichtsrat Schumann und Frau, Dresden 40,—. Lena Käppl, München 3,—. Forstassessor Grundner, Braunschweig 3,—. P. Langesen, Wandsbek 2,—. Sanitätsrat Zander, Angern 5,—. Frau Oberfinanzrat Donath, Dresden 10,—. Frl. Julie Schön, Baden-Baden 5,—. E. A. Funke, Leipzig 4,05. Lina Eichorius, Leipzig 5,—. W. Frieß, Leipzig 3,—. W. Hammerstein, Weyer 3,—. G. Hack, Kgl. Bahnv., Frankenthal 3,—. Grebe, Riedisheim, Oberelsaß 5,—. Frau Fanny Boebringer, Mannheim 20,—. Dirichs, Paderborn 2,—. W. Bohlmann, Gütersloh 10,—. K. B., Kulmbach 5,—. Kilga, Bonn 10,—. Ungenannt, Altstrelitz, für unsere tapferen Bundesbrüder 6,—. Frau Rud. Heilmann, Rheydt 5,—. Both, Berlin 2,—. Frl. Clara Hausen, Königsberg i. Pr. 5,—. G. Gauger, Stuttgart 5.05. Malik, Gleiwitz 10,—. Gramkow, Bergedorf 3,—. Beiträge aus einem Bureau der Staatsschuldenverwaltung, Berlin 30,—. Pünicker, Rochlitz 2,05. Barber, Mannheim 2,—. Wendt, Hamburg 3,—. G. B., Bremen 1,05. Irmgard und Curt Nötenberg, Neubrandenburg 2,—. R. A. Rehfuß, Ulm 3,—. Beutel, Basel 5,—. Otto Bauch, Schleiz 5,—. Kleinert 5,—. Nickel, Friedenau 3,—. Falcke 1,—. Dr. Mendheim, Leipzig 3,— Pfennigwerth, Berlin 10,—. v. Schulz-Hausmann, Berlin-Grunewald 50,— . . . . . zus. Mk. 1719,95

Serigsche Buchhandlung, Leipzig: Frl. Krug 3,—. Frau Ferch 50,—. Frl. Bahrmann 3,—. Rydwal 3,—. Kraut 3,—. Hüttig 2,—. Geschwister Fuhrig 10,—. K. K. 2.—. Frl. Münzberg 10.—. Ein Volksschullehrer 5,— . . . . . . zus. Mk. 91,—

Creutzsche Buch- und Musikalienhandlung, Magdeburg: E. Wolf 2,—. Ungenannt 10,— . . . . zus. Mk. 12,—

Friedrich Kornsche Buchhandlung, Nürnberg: Frau Bergdold, Augsburg 2,—. Der Witwe Scherflein 3,— . . zus. Mk. 5.—

Jacob Zeiser, Nürnberg: Sonntagskegelgesellschaft „Museum" 15,—. Frau Rubel —,50. Bock, Konsul 2,—. Meyer, Verwalter 1,—. Goschenhofer —,50. Kradlaner 1,—. Frau Fries 2,30. Ungenannt 3,—. Ebner —,50. Wenz 1,60 . zus. Mk. 27,40

Eduard Höllrigl vorm. Herm. Kerber, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, Salzburg: Josef Grabner 6 Kr. Ungenannt 2 Kr. Karl Lichtinger 2 Kr. Karl Renner 3,80 Kr. Alois Sehrschön 3 Kr. Cilly Mayrhofer 4 Kr. Leopold Graf Kuenburg 5 Kr. Theresia Kaigl 10 Kr. Familie Frieb, Maxplan 2 Kr. . . . . zus. Mk. 30,24

Konrad Wittwers Buchhandlung, Stuttgart: Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei . . . . . Mk. 20,—

Feller & Gecks, Buch- und Kunsthandlung, Wiesbaden: Walenta 5,—. Frau Grethlinger 20,— . . . . zus. Mk. 25,—

Bisheriger Gesamtertrag Mk. 4544,03

Herzlichen Dank allen gütigen Gebern im Namen unserer tapferen Bundesbrüder! Der hocherfreuliche Erfolg unseres Aufrufs ermutigt uns, unsere zahllosen Freunde zu bitten, dem Liebesgabenwerke für unsere Verbündeten durch Verbreitung unseres Aufrufs im Bekanntenkreise ihre weitere segensreiche Unterstützung zu leihen. Abzüge des Aufrufs liefern wir gerne kostenlos. Weitere Spenden nehmen mit herzlicher Freude und vielem Danke die bekannten Sammelstellen und der unterzeichnete Verlag entgegen.

Philipp Reclam jun. • Verlag von Reclams Universum • Leipzig

(Postscheckkonto Leipzig 295, österr. Postsparkassa-Konto 79 296)

Reclams Universum

31. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 12:

17. Dez. 1914

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Abbildungen:

Beilage zu Reclams Universum.



Weihnachten auf Vorposten.

Nach einem Gemälde von Walter Syrutschöck.





Ernste Reden in ernster Zeit.

XI. Sonnwendfeuer und Kerzenschimmer. Zum Weihnachtsfest 1914 von Rud. Mühlhausen, Leipzig.

Heilige Zeit war's immer, wenn nach kurzen, dunkeln Nebeltagen die ewig-junge Sonne Aufstieg hält. Am Lichte hing die Menschheit immer mit unstillbarer Sehnsucht als an ihrem eigentlichen Lebenselement. Seit wir aufgehört haben, das „Heidentum" hochmütig zu verachten, seit wir religionsgeschichtlich zu denken gelernt haben, ist es uns Söhnen der Gegenwart eine heilige Freude, zu wissen: die Wallfahrt des Menschentums durch die unmeßbaren Zeitläufte hin war ein Sehnsuchtspilgergang der Lichthungrigen und Lichtgläubigen. So lächeln wir nicht mehr über die frommen Bräuche der heidnischen Ahnen, wir fühlen uns in sie ein und scheuen uns nicht, sie zu neuem Leben zu erwecken. Sonnwendfeuer, wie Altgermanien sie auf ragenden Bergen entfachte, Sonnwendfeuer als Symbole neuer Freude und neuer Kraft, neuen gläubigen Zukunftsschaffens im Zeichen des siegenden Lichts — sie werfen ihren lodernden Flammentrutz auch von Neudeutschlands Höhen gegen den schwarzen Dezemberhimmel.

Sonnwendfeuer im Jahre des Weltenkriegs — facht sie an auf den Heimatbergen, ihr Deutschen, als Sturmzeichen des Glaubens an den Sieg des Lichts! Die im Novemberzwielicht müde und klein und arm in der Seele wurden, Zweifel und Bangen, Mißtrauen und Kleinmut, diese Geister der Dämmerung, ins Herz sich einschleichen ließen, sie alle sollen selig erschrecken, wenn die Gipfelfeuer mit roten Runen über den Himmel schreiben: „Kommt herauf aus den Tälern, den nachtüberdeckten, kommt herauf, wo die Flammen brausen, wo mit den springenden Feuerseelen um die Wette glaubende Menschen um den Glutstoß tanzen, dem lichten Leben und seinem Siege huldigend!" Wieviel gewaltiger muß heuer diese Huldigung sein als sonst in den stillen Jahren! Und wieviel notwendiger! Wo die Welt gegen uns steht, uns zu zermalmen, wo von Westen und Osten schwertblitzende Massen sich heranwälzen und Millionenschlachten durch harte Monate sich hinziehen, da brauchen wir die Sonnenwende der Weihnacht; jeder einzelne entzündet am sieghaft sich verjüngenden Licht die eigene Fackel und schreitet mit gläubiger Begeisterung in die kommenden Zeiten, die uns Entscheidung bringen. Wehe den Flauen, den Geduckten — selig die flammenhaften, die glaubenden Seelen! Wehe den Novemberherzen — selig die Sonnwendgeister!

Und ist denn solcher feuerlodernder Zukunftsglaube vermessen? Mir scheint, daß durch die Erinnerung an den Krieg vor 44 Jahren die Maßstäbe verdorben wurden, mit denen



Weihnachtsklänge in Feindesland: Eine Musikprobe in einem französischen Schloßhof. Photober. Hoffmann.



Weihnachtsliebesgaben. Der herrliche Zug von Opferwilligkeit, der seit Kriegsausbruch das deutsche Volk beseelt, erreichte seinen Höhepunkt in dieser Weihnachtszeit. Millionen von Liebesgabensendungen aus Palast und Hütte wurden Ende November ins Feld gesandt, um den Männern, die unsere Grenzen beschützen, die Dankbarkeit des deutschen Volkes für ihren Opfermut und für ihre Entbehrungen zu zeigen. Die vielkritisierte und vielgeplagte Feldpost sowie die Etappenkommandos, denen das Sortieren und die Beförderung der Weihnachtssendungen oblag, hatten infolgedessen vor Weihnachten eine gewaltige Arbeitslast zu bewältigen, von der unsere Aufnahme nur einen kleinen Begriff gibt. Sie zeigt einen Teil der in Hamburg aufgegebenen weihnachtlichen Liebesgaben. Phot. Atelier Jaap.

wir heute die Ereignisse messen sollten. Dort stand Volk wider Volk, hier steht Volk wider Welt. Das wird, obwohl es doch eine Binsenwahrheit ist, oft nicht bedacht. Wer's aber bedenkt, der jauchzt es voll Glaubens hinaus in die Zukunft: Auf unseren Bannern sitzt der Sieg! Unsere Heimat ist bis auf einen kleinen Winkel frei, die deutschen Heere stehen allenthalben auf feindlichem Boden. Weder die plumpe, unzählbare Masse hat sie erdrücken können, noch vermochten Grausamkeit und feige Niedertracht sie zu entnerven. Solche Heere sind überhaupt nicht zu besiegen; der Tag wird kommen, wo unter der Wucht unseres Ansturms die feindlichen Fronten zusammenbrechen. Glücklich der Tag, dessen Sonne solche Siege sehen wird, er wird ein deutscher Feiertag sein für ewig! Glücklich wir, die wir diesen Tag werden schauen dürfen — ferne Geschlechter werden noch nach Jahrhunderten uns beneiden um die Schicksalsgunst, daß wir Deutschlands größten Tag mit eigenen Augen sehen konnten. Darum, ihr Deutschen von heute, empor die Herzen, empor die Blicke: die Sonne wendet, die Nebel sterben, ein neuer Tag wird geboren, man wird ihn nennen: den deutschen Tag!

Für uns Heutige hat Weihnachten ein zweifaches Licht, neben dem trutzigen Sonnwendfeuer auf kalten Bergen den feinen, stillen Kerzenschimmer in warmer, traulicher Hütte. Man könnte glauben, der Duft und Zauber der versonnenen Weihnachtspoesie habe in einer so poesielosen, eisernen Wirklichkeit kein Recht und keinen Raum. Unsere kämpfenden Brüder belehren uns eines Besseren. Sie sind wahrhaftig Wirklichkeitsmenschen geworden durch und durch und können doch die weihnachtliche Märchenseligkeit nicht entbehren. In ihren Erdhöhlen müssen sie ihre Seele wärmen am Licht der Kerzen, müssen sie am Duft der grünen Tanne das Herz erfrischen. Weihnachtsherrlichkeit war ihnen nie so unentbehrlich wie jetzt. Und das gilt für uns alle. Als Gegengewicht gegen so viel hartes Erleben bedürfen wir der Einkehr in eine Welt, in der alles Güte und Liebe, Wärme und Weichheit, alles Seele und Gemüt ist. Das eben ist die Weihnachtswelt. Sie ist mit allen ihren Symbolen und Bräuchen vom deutschen Gemüt erschaffen worden und schafft nun wiederum am deutschen Gemüt, daß es nicht verarme, nicht erkalte. Deutschland und Weihnachten — die beiden sind aufeinander angewiesen, eins kann ohne das andere nicht sein.

Darum ihr Frauen in deutscher Heimat, meint nicht, im Kriegsjahre dürfe oder müsse Weihnachten übergangen werden. Darf oder muß das deutsche Gemüt benachteiligt werden? — Niemals! Es ist ja doch unser bestes Teil, unser höchster Vorzug vor allen Nationen. Wir sind stark und sind doch weich wie Kinder, mit der Kraft eint sich die schwärmende Sehnsucht, mit dem kerndeutschen, gründlichen Schöpfertum vermählt sich die märchenfrohe, weltverlorene Träumerei. Das ist der Zauber und die Eigenart des deutschen Wesens, und das darf uns nie verloren gehen. Also holt in das Heim die wintergrüne Tanne, laßt ihre Zweige glänzen in der Schönheit wallender Silberschleier, laßt Kerzenlicht flackern, aller Lichter traulichstes, wärmstes, und singt! Singt mit den großäugigen Kindern um die Wette von der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit. Glaubt ja nicht, das sei Sünde wider den heiligen eisernen Geist dieser Zeit. Ihr Frauen tut damit gerade eure Pflicht, ihr sorgt für Deutschlands Seele, sein Innenleben, während die Männer seine Weltmacht erkämpfen. Und was meinst du wohl, was würde dein Gatte empfinden, wenn er



Auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Ein Franziskaner als Feldprediger beschenkt Leichtverwundete mit Zigarren. Phot. Boedecker.

am Tage des Sieges heimkehrte und fände nicht mehr duftende, liebliche Blumen auf deutschem Lebensboden, hörte nicht mehr das deutsche Gemüt von Sehnsucht und Güte, von Sternen und Engeln singen? Es käme über ihn die böse Enttäuschung: das größere Deutschland hat seine Seele eingebüßt — vielleicht war das kleine Deutschland mit der großen Seele mehr wert.

Vor allem aber soll Weihnachten in diesem Jahre eine Feier des Volksfriedens in brüderlicher Liebe sein. Nicht Völkerfrieden, sondern Volksfrieden — nicht Frieden auf Erden, sondern Frieden in Deutschland verkünden die festlichen Glocken heuer. Jetzt fällt auch die letzte Schranke noch, die zwischen Partei und Partei, Stand und Stand stehengeblieben war; jetzt sucht geradezu einer den anderen, irgendeinen, an den er Verständnis und Liebe verschenken kann. Und ein heimlich-heiliges Rüsten geht durchs Volk, Weihnachtsfreude jedem zu ermöglichen, und dabei sind alle guten Geister des Zartgefühls, der Herzensfeinheit am Werke. Heuer hat das Wort „Wohltat", das oft so wehe tut, viel weicheren und schöneren Klang, den glockenklaren Klang einer reingoldenen Liebe, und was sie klingen macht, ist die Not, die hart am Strange zieht. Wie wunderbar diese Weihnacht im Kriege! — Draußen Grimm und Haß, der Wille zum Vernichten; daheim Liebe und Güte, Friede und Freude, ein unerschöpflicher Heilandswille! Das Furchtbarste erschafft das Herrlichste, es folgt dem Kriegsgreuel der Kriegssegen wie sein Schatten unlöslich nach.



Weihnachtsvorbereitungen hinter der Front: Bayern beim Anfertigen einer Weihnachtskrippe.

Wohlan denn, mein Deutschland, werde licht im Sonnwendfeuer und Kerzenschimmer. Deine Sonne steigt, jauchze entgegen ihrer Herrlichkeit und reiße im Jubel mit empor, was kleinmütig ist. Im Lichterglanz des Weihnachtsfestes aber laß dein Gemüt heilige Feiern erleben, daß im Donner der Schlachten, im harten Ruf des Schicksals nicht die weichen und feinen Töne untergehen, ohne deren harmonisches Klingen wir doch nicht glücklich sein können.



Vom Kriegsschauplatz in Frankreich: Eine Weihnachtsvorfeier im gedeckten Unterstand nach Eintreffen der Liebesgaben.



Weihnachtsfeier und Liebesgabenverteilung in einem Krankenzimmer für Leichtverwundete.



Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg in feldgrauer Generalsuniform. Der Reichskanzler weilte im Dezember in Berlin und hielt im deutschen Reichstag eine neue bedeutungsvolle Rede, die folgendermaßen schloß: „In Treue und mit heißem Dank gedenken wir der Söhne Deutschlands, die auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen, auf hoher See, an den Gestaden des Stillen Ozeans und in unseren Kolonien, für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. Vor ihrem rühmlichen Heldenmut einigen wir uns in dem Gelöbnis, auszuharren bis zum letzten Hauch, damit Kinder und Enkel in einem stärkeren Deutschland frei und sicher gegen fremde Drohung und Gewalt an der Größe des Reiches weiterbauen können, und dieses Gelöbnis soll hinausschallen zu unseren Söhnen und Brüdern, die weiterkämpfen gegen den Feind, zu dem Herzblut, das in zahl- und namenlosem Heldentum aufwallt, für das wir bereit sind, alles herzugeben, was wir haben, hinschallen auch zu unseren Landsleuten im Auslande, die draußen für uns sorgen, die von der Heimat abgeschnitten und gefährdet, widerrechtlich gefangen gehalten und mißhandelt werden. Wir halten durch, bis wir Sicherheit haben, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten und entwickeln wollen als freies Volk!" Phot. Zander & Labisch.



Die Kriegsbegeisterung in Konstantinopel: Eine Kundgebung für Deutschland vor dem mit deutschen und türkischen Fahnen geschmückten Kaiser-Wilhelm-Brunnen in Konstantinopel. Nach Verkündung des Heiligen Kriegs war die Hauptstadt der Türkei der Schauplatz zahlreicher begeisterter Kriegsdemonstrationen und Massenkundgebungen für Österreich-Ungarn und Deutschland. Die letzteren spielten sich besonders vor dem Kaiser-Wilhelm-Brunnen, der vor der Sultan-Achmed-Moschee in Altstambul zur Erinnerung an den Kaiserbesuch von 1898 errichtet wurde, ab.

Kriegsbilder aus der Türkei.

Ein Kriegsbrief aus dem Orient. Von Gustav Herlt, Konstantinopel.

Vom Kriege spürt man in Konstantinopel noch wenig. Die Bevölkerung ist still und ruhig, sie freut sich mehr innerlich über die Siege der türkischen Waffen. Das Hauptquartier gibt kurze Berichte aus, die an Knappheit den Berichten des Generalquartiermeisters v. Stein nicht nachstehen. Nur am 14. November ist es hoch hergegangen, als der Heilige Krieg feierlich verkündet wurde. An die große Versammlung bei der Fatihmoschee, wo die fünf Fetwas des Scheich ul Islamats über den Heiligen Krieg verlesen wurden, schlossen sich Umzüge nach der deutschen und der österreichischen Botschaft. Die erste Folge des „Dschihads" war die Entfernung französischer und englischer Aufschriften. Da verschwanden die „Articles anglais", die „Confiserie de France", aus der „Brasserie de Londres" wurde die „Brauerei Stambul" usw.

Am meisten freuen sich die Türken über die Erfolge ihrer Flotte. Nach so vielen schweren Niederlagen zur See — bei Lepanto 1571, Tschesme 1770, Navarino 1827, Sinope 1853 — und jahrzehntelanger Vernachlässigung der Flotte endlich wieder stolze Erfolge über die russische Schwarze-Meer-Flotte, die sich schon als die Herrin des Schwarzen Meeres betrachtete. Die Niederlage von Sinope ist gerächt. Mit besonderer Spannung verfolgt natürlich die hiesige deutsche Kolonie die Bewegungen der türkischen Flotte; sind doch unter den türkischen Blaujacken eine stattliche Anzahl deutsche. Auch unsere blauen Jungen tragen jetzt den Fes. Auf dem Dampfer „General", der an Stelle der „Loreley" als deutsches Stationsschiff dient, genügen deutsche Militärpflichtige ihrer Dienstpflicht.



Der jüngste russische Gefangene, ein 13jähriger russischer Soldat, der in den letzten Kämpfen gefangen genommen wurde. Er befindet sich im Munsterlager in Hannover, das eine Unzahl Gefangener beherbergt.

Während sich der Aufmarsch der türkischen Armeen an der russischen und ägyptischen Grenze vollzieht und die türkische Flotte die russische in Schach hält, zieht die Regierung die Folgerungen des Krieges für die Angehörigen der feindlichen Staaten mit aller Strenge. Sie richtet deren Behandlung danach ein, wie die türkischen Staatsangehörigen in den Dreiverbandsstaaten behandelt werden. Auf jede feindselige Maßregel gegen diese antwortet sie sofort mit einer treffenden Gegenmaßregel, und da die Zahl der Dreiverbandsangehörigen in der Türkei viel größer ist als

die Zahl der Ottomanen in den Dreiverbandsstaaten, so werden jene immer viel härter betroffen.

Im allgemeinen können sich die feindlichen Untertanen frei bewegen und ihren Geschäften nachgehen, nur müssen sie sich bei der Polizei einschreiben lassen und jede Wohnungsänderung anzeigen. Wer abreisen will, kann abreisen, wenn er seine Steuern bezahlt hat und nicht mehr Gold bei sich führt, als der Finanzminister bestimmt hat. Verdächtige feindliche Staatsangehörige werden nach dem Innern verbannt. In den Küstenorten und gewissen, von der Heeresverwaltung bezeichneten Gegenden dürfen feindliche Fremde nicht wohnen. Die russischen Konsuln dürfen so lange nicht abreisen, als die ottomanischen Konsuln in Rußland nicht freigelassen worden sind. Viele Angehörige der Dreiverbandsstaaten sind bereits nach Dedeaghatsch abgereist, wo sie entweder auf ein Schiff warten, das sie weiter bringen soll, oder auf den Friedensschluß.



Vom Kriegsschauplatz in Serbien: Ein österreichischer Feldgeistlicher in der eroberten Stadt Schabatz.

Auf Anordnung der Regierung sind in der ganzen Türkei die Schulen der Dreiverbandsstaaten geschlossen worden. Allein in Konstantinopel und der näheren Umgebung sind von diesem Schicksal 47 französische, 6 englische und 3 russische Schulen erreicht worden. Die französischen Schulen waren mit sehr wenig Ausnahmen Klosterschulen, unterhalten und geleitet von christlichen Schulbrüdern, Lazaristen, Maristen und katholischen Schwestern. Darunter befanden sich große Anstalten mit Hunderten von Zöglingen aus den besten christlichen Familien des Landes. Einzelne dieser Anstalten bereiteten auch für die Universität vor. Von den englischen Schulen war die größte die Höhere Mädchenschule, die auch von Deutschen besucht wurde. In die leeren Schulräumlichkeiten verlegen die Türken ihre eigenen Schulen, deren viele ungünstig gelegen und in ungenügenden Räumen untergebracht waren. Jetzt hat die türkische Schulverwaltung große Auswahl in guten Schulräumlichkeiten.

Zahlreiche Schulen besitzen die Franzosen auch in Smyrna, in der Ebene von Adana und hauptsächlich in Syrien, das sie schon fast als ihre Provinz betrachteten. In Beirut unterhielten die französischen Jesuiten eine Universität mit medizinischer Fakultät. In Palästina besaßen die Russen viele Schulen, die ihnen hauptsächlich politischen Zwecken dienten. Die Engländer hatten im ganzen wenig Schulen in der Türkei, die meisten waren schottische Missionsschulen.



Eine österreichisch-ungarische Lagerszene in Galizien: Gebet vor dem Muttergottesbild. Phot. Kilophot G. m. b. H. Wien



Vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz: Nach Ankunft der Feldpost.

Mit den französischen Schulen sind die Bahnbrecher des französischen Einflusses in der Levante geschwunden. Nun müssen die Kinder andere Schulen besuchen, wo sie nicht in Französisch unterrichtet werden und wo ihnen nicht die Vorliebe für Frankreich eingetrichtert wird. Die türkische Regierung erkennt auch die französische Schutzherrschaft über die katholischen Kirchen, Krankenhäuser und sonstigen Wohlfahrtsanstalten nicht mehr an. Diese Schutzherrlichkeit verlieh insbesondere den französischen Konsuln ein besonderes Ansehen, weil sie bei allen kirchlichen Festlichkeiten den Vortritt vor den übrigen Konsuln hatten.

Weiter verlangt die türkische Regierung jetzt auch die Entfernung aller Dreiverbandsangehörigen aus der ottomanischen Staatsschuldenverwaltung und den Eisenbahnen. Das trifft wieder die Franzosen am härtesten, nach ihnen die Engländer. Beide hatten bisher die ottomanische Staatsschuldenverwaltung beherrscht, aber schon bei Ausbruch des Krieges sind der englische und der französische Vertreter im Verwaltungsrate und die leitenden Beamten abgereist. Die Franzosen hatten die fettesten Stellen in der Staatsschuldenverwaltung inne, französisch war die Geschäftssprache und nach Frankreich wanderte zumeist das Geld. Nun wird Kehraus gehalten. Wer seine Stellung retten will, muß ottomanischer Untertan werden.

Auf die englischen und französischen Unternehmungen in der Türkei hat die Regierung ebenfalls ihre Hand gelegt, so auf die englische Smyrna-Aidinbahn und auf die französische Derkos-Wassergesellschaft, die Konstantinopel mit Trinkwasser versorgt. Auch hier wurden alle französischen Angestellten entlassen.

Wenn man es nicht wüßte, daß die Türkei mit einem halben Dutzend Staaten im Kriege liegt, aus dem Straßenbilde Konstantinopels könnte man es nicht erraten. Alles geht seinen gewöhnlichen ruhigen Gang. Man sieht keine Aufregung, keine Truppenbewegungen, keine Verwundeten, nur an den Preisen spürt man, daß die Dardanellen gesperrt sind und die Zufuhren von Europa nachlassen. Das Geschäft geht zwar schlecht, aber es besteht keine wirtschaftliche Krise, auch von Arbeitslosigkeit ist nichts zu bemerken.

Nach Beendigung des Krieges erwartet man den Anbruch des goldenen Zeitalters, auf das man schon seit Jahrzehnten hofft. Wenn der Krieg siegreich ausgeht — und das wird und muß er — dann wird auch für Konstantinopel und die Türkei eine Zeit der Blüte kommen, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Der Weltkrieg.

18. Kriegsbericht von Generalmajor v. Loebell (5.—12. Dezember).

Ein wichtiges, wenn auch kein kriegerisches Ereignis aus dem Weltkriege ist in dieser Berichtswoche an erster Stelle zu verzeichnen, nämlich die politisch hochbedeutsame Ernennung des Fürsten Bülow zum Botschafter in Italien. Er ersetzt einen kränkelnden Herrn, der das römische Klima nicht vertragen konnte. Jetzt ist gewiß nicht die Zeit der Diplomaten, Staatsmänner aber von dem Ruf eines Fürsten Bülow braucht Deutschland allezeit auf wichtigem Posten. Es war der sehnliche Wunsch bedeutender patriotischer Männer bereits zu Beginn des Krieges, daß Fürst Bülow als der geeignetste Mann den wichtigsten Posten im Auslande einnehmen möchte. Gerade die Politiker, die ihn in letzter Zeit seiner Reichskanzlerschaft in einer Frage nicht Gefolgschaft zu leisten vermochten und ihn dadurch zum Rücktritt veranlaßten, haben sich jetzt für seine Ernennung eingesetzt, weil nur Staatsmänner deutsche Interessen im Auslande richtig zu vertreten vermögen. Alles ist einig, daß Bülow der Staatsmann ist, den wir dort brauchen. Italien ist fest und unentwegt den vom Minister im Parlament kürzlich bezeichneten Weg der bewaffneten Neutralität

gegangen. Davon wird und soll Bülow es nicht abbringen. Mit jedem Tage aber, den wir uns dem Frieden nähern, gewinnt Italiens Machtwort an Bedeutung, Rom wird der Ort des Friedenskongresses werden. Dorthin gehört demnach schon jetzt der Mann, der vermöge seines weitsichtigen politischen Blicks, vermöge seiner Kenntnisse der Staaten und Völker und endlich vermöge seines Weltrufes als Staatsmann berufen sein wird, die deutschen Interessen der ganzen Welt gegenüber zu vertreten. Gestützt auf kriegerische Eroberungen und auf die Macht unseres siegreichen Heeres wird er dafür sorgen, daß die Feder nicht verdirbt, was das Schwert geschaffen. Leicht wird freilich seine Aufgabe nicht sein.

Nun vom Staatsmann zum Feldherrn. In der Schlacht von Sedan kreiste ein Feldherr unter den günstigsten Verhältnissen mit erdrückender Mehrheit eine bereits geschlagene Minderheit ein. Sedan bleibt seines vollen Erfolges wegen die größte Feldherrntat. Moltke hatte es verstanden, alle Truppen zum entscheidenden Schlage zur rechten Stunde und am rechten Orte zu versammeln und zu führen. Ganz Ähnliches hatte Hindenburg vor, genial angelegt war sein Plan, fast vermochte man ihm den Erfolg vorauszusagen. Er verfügte aber nur über die Minderheit, wenn er auch an entscheidender Stelle starke Kräfte versammelt hatte. An richtiger Stelle und zur richtigen Zeit eingesetzte Mehrheit sollte ihn anfänglich um den Erfolg bringen. Da geschah aber das auch für die Feinde Unerwartete. Aus fast aussichtsloser Lage heraus, umfaßt und umringt, wird durch Führung und Zähigkeit der Truppe das Blatt gewendet. Die eingeschlossenen Divisionen brechen nicht etwa nur an einer schwachen Stelle durch, nein, ihre Führer verwandeln die vor Augen stehende Niederlage in einen Sieg, sie schlagen die Russen und nehmen den sich zurückziehenden Tausende von Gefangenen ab, dabei selbst nur Kriegsmaterial von unerheblicher Bedeutung verlierend. Diese Ausführungen enthalten Wiederholungen, es ist aber notwendig, immer wieder auf die Kämpfe um Lodz hinzuweisen, weil hier die Entscheidung liegt. Unentwegt hält Feldherr und Truppe an der Aufgabe fest, von hier aus auf die Flanke und Rücken der Russen einzuwirken. Anfangs sollte dieses durch Umfassen des rechten russischen Flügels geschehen, das war möglich, da die 1. russische Armee unter Rennenkampf kaum in Betracht kam; diese war während des russischen Vormarsches gezwungen, auf dem nördlichen Weichselufer, getrennt von der Hauptarmee, vorzugehen und hatte dort Schlappen erhalten. Nach Eingreifen frischer Kräfte von Warschau her war die Entscheidung nur durch Durchbrechen des feindlichen rechten Flügels wieder in der Gegend um Lodz herbeizuführen. Hierzu waren zunächst die nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt vorbrechenden starken russischen Kräfte zurückzuwerfen. Das ist nach Meldung des Großen Hauptquartiers vom 7. Dezember gelungen, und Lodz wurde genommen. Möglich war dieser große Erfolg wiederum nur infolge einheitlicher Führung der gesamten in der Linie Mündung der Bzura—Lowitsch—Lodz — gegen Sieradz — nordöstlich Tschenstochau nach Krakau zu stehenden und von dort vorgehenden Ostarmee. Denn das Eingreifen österreichischer und deutscher Kräfte in der Gegend südwestlich Piotrkow vereitelte die Versuche der Russen, aus Südpolen dem bedrängten Nordflügel zu Hilfe zu kommen. Daß die Österreicher in Westgalizien kräftig zugreifen, ist natürlich auch von großer Bedeutung für den Ausgang des Ringens. Sie machten neuerdings viele Gefangene und halten bedeutende feindliche Kräfte fest. Nach dem Verlust von Lodz waren die geschlagenen Russen eilig nach Osten zurückgegangen. Es ist ihnen aber gelungen, östlich der Miazga wieder haltzumachen und eine befestigte Feldstellung einzunehmen. Diese muß erst genommen werden, wenn nicht durch die Kämpfe in der Gegend von Lowitsch und von Süden her die Russen zum Aufgeben dieser Stellung gezwungen werden.

Die Chronik des Weltkrieges.

Von Generalleutnant z. D. Metzler.

7. Dezember. Bei der Einnahme von Lodz durch deutsche Truppen wurden Versuche der Russen, aus der Gegend Nowo-Radomsk ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, durch das Eingreifen österreichisch-ungarischer und deutscher Kräfte südwestlich Piotrkow vereitelt. Dem aus Lodz in östlicher und südöstlicher Richtung zurückweichenden Feind folgen die deutschen Truppen; sie nehmen dabei 5000 Russen gefangen und erbeuten 16 Geschütze. — In Westgalizien werfen österreichisch-ungarische Truppen den Feind aus seiner Stellung Dobczyse—Wieliczka südöstlich Krakau. — In Serbien schreitet die Offensive südlich Belgrad günstig vorwärts; dabei werden 14 Offiziere und 400 Serben gefangen genommen. —



Eine neue englische Lüge. Daß der englischen Presse seit Kriegsausbruch kein Mittel zu niedrig ist, um die öffentliche Meinung im In- und Ausland gegen die Deutschen aufzubringen, ist bekannt, und wir haben bereits durch eine Reihe derartiger Bilder unseren Lesern gezeigt, in welcher unanständigen Art und Weise der Pressefeldzug gegen uns betrieben wird. Heute bringen wir ein neues Beispiel, das wir den in London erscheinenden „Illustrated War News“ vom 2. Dezember entnehmen. In der Bildunterschrift wird behauptet, daß deutsche Offiziere und Mannschaften planmäßig in Belgien und Frankreich plündern, daß sie Uhren, Juwelen, Ringe, Armbänder, Gemälde, Kunstgegenstände und andere Wertsachen stehlen und daß ganze Wagenladungen nach Deutschland gebracht werden. Die englische Presse hat es mit der Wahrheit niemals richtig ernst genommen, daß sie aber so tief sinken würde, war doch nicht zu erwarten.



Russische Gefangenentypen. Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Auf den westlichen Kriegsschauplätzen machen die deutschen Truppen nördlich Arras einige kleinere Fortschritte, ebenso in den Argonnen. Bei Malancourt, östlich Varennes, wird ein französischer Stützpunkt genommen. — Ein französischer Angriff gegen deutsche Stellungen nördlich Nancy wird abgewiesen. — Es gelingt den Türken, die Elektrizitätswerke von Batum außer Tätigkeit zu setzen; sie besetzen Keba, 20 km östlich Batum. — Aus Kairo wird gemeldet, daß das australische Expeditionskorps in Ägypten angekommen ist. — Bei Kenifra in Marokko erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage; sie verloren 30 Offiziere und 800 Mann, sowie acht Geschütze. — Da absichtlich falsche Nachrichten über die Stellung Deutschlands zu den Südafrikanern verbreitet werden, so erklärt der Staatssekretär Dr. Solf: „Sollte es den Südafrikanern gelingen, einen unabhängigen Staat zu errichten, so wird die deutsche Regierung ihn anerkennen und seine politische Unabhängigkeit und territoriale Integrität respektieren." — Es wird festgestellt, daß die berüchtigte deutschfeindliche „Nowoje Wremja" seit zwei Jahren im Besitz des Konsortiums der Londoner „Times" ist. — Erzherzog Franz Joseph von Österreich, bisher à la suite des 2. Westfälischen Husarenregiments Nr. 11, wurde zum Chef dieses Regiments, und der österreichisch-ungarische Generalstabschef General d. Inf. Freiherr Conrad v. Hötzendorf zum Chef des 5. Garderegiments zu Fuß ernannt.

8. Dezember. Nach amtlicher englischer Meldung wird um $7^1/_2$ Uhr morgens in der Nähe der Falklandsinseln, östlich der Magelhaensstraße, das deutsche Kreuzergeschwader unter Graf Spee gesichtet und angegriffen. Ruhmvoll sinken die Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig", „Nürnberg". 2 Kohlendampfer fallen in die Hände des 43 Schiffe starken Verfolgungsgeschwaders. Dem Kreuzer „Dresden" gelingt es zunächst, zu entfliehen. — Auf den westlichen Kriegsschauplätzen werden drei französische Angriffe am östlichen Argonnenrand zurückgewiesen; im Argonner Walde selbst wird Boden gewonnen. — In Nordpolen haben die von Lodz in guter Ordnung zurückgegangenen Russen in stark befestigter Stellung östlich der Miazga haltgemacht. Um Lowitsch wird weiter gekämpft. In Südpolen greifen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen Schulter an Schulter erfolgreich an. — Reuter meldet aus Johannesburg, der Führer des Aufstandes im Westen Transvaals, General Beyers, sei tödlich verwundet beim Passieren eines Flusses ertrunken. — Zwei englische Flieger werden über Ostende herabgeschossen. — Der Landeshauptmann von Ostpreußen gibt bekannt, daß die Rückkehr der ostpreußischen Flüchtlinge in die Kreise Allenstein, Osterode und Rößel jetzt unbedenklich ist.

9. Dezember. Im östlichen Argonnenrand erstirbt ein französischer Angriff auf Vauquois-Boureuilles im Feuer der deutschen Artillerie. — Links der Weichsel wird der deutsche Angriff fortgesetzt, rechts der Weichsel erstürmt eine von Norden vorgehende deutsche Kolonne Przasnysz, südlich Mlawa. — Südlich Belgrad schreitet die österreichisch-ungarische Offensive unter Erbeutung vieler Geschütze vorwärts. Westlich von Milanovac dagegen leisten die Serben sehr starken Widerstand. — Dem preußischen Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn wird unter Belassung in seinem Amt die Stellung des erkrankten Chefs des Generalstabes der Armee, Generaloberst v. Moltke, übertragen. — Feindliche Flieger erscheinen über Freiburg i. Br.

10. Dezember. In Flandern machen die deutschen Truppen Fortschritte. — Französische Angriffe im Bois de Prêtre, westlich Pont-à-Mousson, werden abgewiesen. — In Nordpolen schreitet der Angriff vorwärts. — An der Grenze von Aserbeidschan operierende Truppen rückten bis Somay und Djihari, im Osten des Wilajets Wan, vor. — Die französische Zensur unterdrückt jede Mitteilung über Marokko. — Trotz erneuter chinesischer Proteste hält Japan die Schantungbahn mit zwei Brigaden besetzt. — Der türkische Botschafter in Rom gibt die Versicherung ab, daß der Heilige Krieg sich nicht gegen Italien richte. — Nach einer Mitteilung von Reuters Bureau hält Botha den Aufstand so gut wie beendet. Die



Deutsche Matrosen am Bosporus als Zuhörer bei einem türkischen Militärkonzert. Die türkischen Soldaten tragen die türkische Felduniform.

Burenführer Maritz und Kemp sollen auf deutschem Gebiet sein. — Erzherzog Friedrich wird von Kaiser Franz Joseph zum Feldmarschall ernannt.

11. Dezember. An fünf Stellen der westlichen Kriegsschauplätze nehmen die Franzosen die Offensive auf. Überall werden sie zurückgeworfen: in Flandern östlich Langemarck, bei Souain-Perthes, im Argonner Wald, bei Apremont südöstlich St. Mihiel und auf dem Vogesenkamm westlich Markirch. Deutsche Artillerie beschießt Ypern zur Störung feindlicher Truppenbewegungen, bei Arras werden Fortschritte gemacht, im Argonner Wald wird ein wichtiger französischer Stützpunkt durch Minensprengung genommen. — Deutsche Kavallerie wirft an der ostpreußischen Grenze russische Kavallerie zurück. In Südpolen werden russische Angriffe von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen abgeschlagen. — In Rußland herrscht große Enttäuschung, daß sich die Verbündeten in Frankreich während der blutigen Kämpfe in Polen ruhig verhalten und hierdurch das Entsenden deutscher Truppen von Westen nach



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Eine deutsche Patrouille in Schafpelzen, die zugleich wärmen und die Truppen der Winterlandschaft anpassen.

Osten ermöglichen. — England errichtet eine Gesandtschaft beim Vatikan, um die Irländer in eine englandfreundlichere Stimmung zu versetzen. — Wegen eines „Formfehlers" wird das aufsehenerregende Urteil des französischen Kriegsgerichts gegen die neun deutschen Sanitätsoffiziere und Krankenpfleger kassiert.

12. Dezember. Nachdem am 11. Dezember die französische Offensive auf Apremont, südöstlich Saint Mihiel, gescheitert war, griff der Feind am 12. Dezember in breiterer Front über Thirey (halbwegs St. Mihiel und Pont-à-Mousson) an; der Angriff war für die Franzosen sehr verlustreich, überdies gerieten 600 Franzosen in Gefangenschaft. — In der großen Schlacht in Nordpolen nahmen die deutschen Truppen eine Anzahl feindlicher Stellungen; dabei wurden 11000 Russen gefangen genommen und 43 Maschinengewehre erbeutet. — Die noch fortdauernde Schlacht in Westgalizien nimmt in einer Länge von 45 km die Linie östlich Krakau bis östlich Tymbark ein. Im Raume südlich Gorlice, Grybow, Neu-Sandec (zwischen der Dunajec und Wistoka) beginnen größere Kämpfe. Beim Vorrücken in den Karpathen werden 2000 Russen gefangen; die Päffe westlich des Lupkower Passes sind wieder im Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen. Aus Przemysl werden erfolgreiche Ausfälle gemeldet, bei denen 700 Russen und 18 Maschinengewehre in die Hände der Österreicher fielen. — Der Vizekönig von Indien Lord Aberdeen hat „aus privaten Ursachen" sein Rücktrittsgesuch eingereicht. Die jüngsten Ereignisse sprechen nicht für die Richtigkeit dieser Begründung. — Zum Chef des englischen Generalstabes an Stelle des verstorbenen Generals Douglas wird der bisherige Oberbefehlshaber der britischen Truppen in Südafrika Murray ernannt. — Es wird festgestellt, daß in der deutschen Reichsbank über zwei Milliarden in Gold liegen. Dank dieser finanziellen Wehr sind alle Voraussagungen, Deutschland werde schon nach kurzer Zeit wirtschaftlich zusammenbrechen und sich den Forderungen seiner Gegner fügen müssen, zunichte geworden.
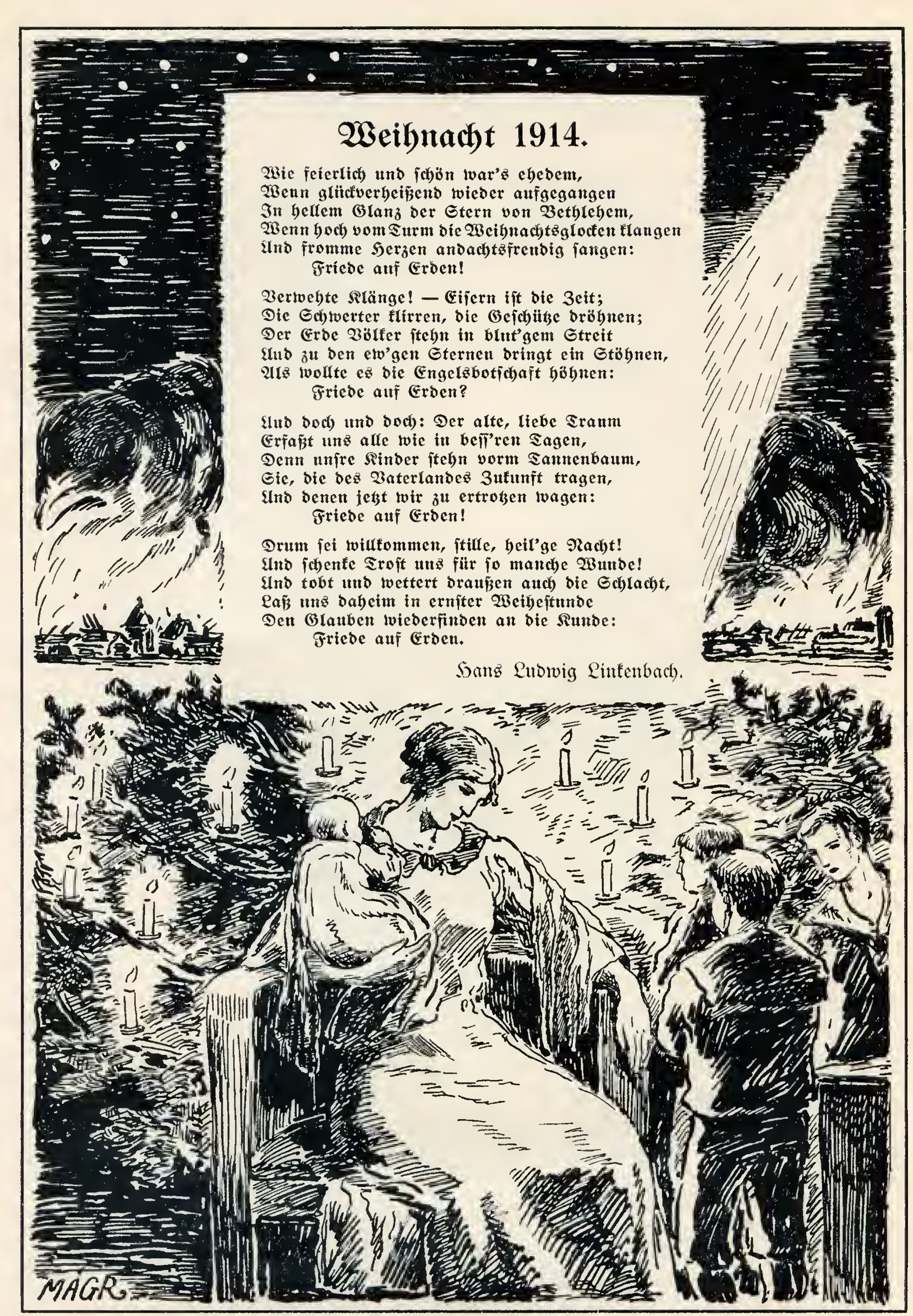
13. Dezember. Es wird bekannt, daß der türkische große Kreuzer „Sultan Jawus Selim" am 10. Dezember Batum in Brand schoß; die russischen Landbatterien hatten das Feuer erfolglos erwidert. — Wegen Pferdemangels und der Unmöglichkeit, Kavalleristen schnell auszubilden, hat der französische Kriegsminister als Notersatz die Bildung neuer Radfahrerkompagnien angeordnet. — Der Papst hat sich vertraulich an die kriegführenden Mächte gewandt, wie sie den Vorschlag einer Waffenruhe während des Weihnachtsfestes aufnehmen würden. Ein dahinzielender Antrag wird auch im nordamerikanischen Senat gestellt. — Da die Berliner „Staatsbürger-Zeitung" die antisemitische Kampfesweise nicht unterließ, wurde sie vom Oberkommando in den Marken für die Dauer des Krieges untersagt. — Der japanische Gesandte in Lissabon überreichte der portugiesischen Regierung eine Liste der deutschen Schiffe, die japanische Ladungen gekapert haben, und ersuchte sie, die in portugiesischen Häfen befindlichen deutschen Schiffe zu beschlagnahmen.

Opfer des Krieges.

Von Buenos Aires aus wird die Nachricht bestätigt, daß Admiral Graf v. Spee, der tapfere Führer unseres Kreuzergeschwaders an der chilenischen Küste, der Sieger in der Seeschlacht bei Santa Maria, bei dem ruhmvollen Untergang des Kreuzers „Scharnhorst" den Heldentod gefunden hat. In den Kämpfen bei Lowitsch in Russisch-Polen fiel der Bürgermeister von Berlin-Mariendorf Dr. Prühß. Bei Ausübung ihres Berufes fanden der evangelische Pfarrer Kurt v. Wodtke aus Halle a. S. und der katholische Feldgeistliche Dr. Schwane den Tod. Ferner gaben ihr Leben für das Vaterland: Prinz Franz zu Hohenlohe-Waldenburg; Hauptmann Frhr. v. Marschall; Dr. Konrad Hoffmann, Mitarbeiter der Orientalischen Kommission der Akademie der Wissenschaften; Hauptmann d. L. Dr. Paul Schneider, Chefredakteur der „Hessischen Post" und des „Kasseler Stadtanzeigers"; Oberleutnant Frhr. Wolf v. Gudenberg; Leutnant Raimar Friedrich v. Platen im kaum begonnenen 18. Lebensjahr; Professor W. Hinrichsen, Privatdozent für allgemeine Chemie an der Berliner Technischen Hochschule; Rittmeister Frhr. v. Woellwarth-Lauterburg; Leutnant Wilhelm Frhr. v. Wrangel; Oberleutnant Alvo v. Alvensleben; Fritz Hedler, Architekt im Reichsamt des Innern; Oberst Artur Frhr. v. Düring; Oberst Karl v. Düring und Fähnrich Horst v. Düring; Leutnant Graf Archibald v. Keyserlingk; Bergreferendar Friedrich Schmidtlein, Sohn des Geheimrats Dr. Schmidtlein in Zehlendorf; Leutnant Günter Noack, Sohn des Geheimrats Noack im Direktorium des Staatsarchivs; Major Kurt v. Borcke; Rittmeister Steffen v. Borcke auf Rienow; Hauptmann Emil v. Borcke und Fahnenjunker Günter v. Borcke; Oberleutnant Georg Frhr. v. Mercken zu Geerath; Dr. Georg Ebner, Mitglied der Geschäftsführung des Zentralverbandes Deutscher Industrieller; Oberstleutnant und Regimentskommandeur Karl Graf v. Normann; Generalleutnant Hans Streck; Major Hans Bernhard v. Schlichting; Hauptmann d. Ref. Otto Overbeck; Hauptmann Julius Bock v. Wülfingen und Leutnant Kurt Bock v. Wülfingen; Kunstmaler Bruno Heintze, Unteroffizier d. Ref. — Robert Bruce, Master of Burleigh, der älteste Sohn des ehemaligen englischen Ministerpräsidenten Lord Balfour, ist in Frankreich gefallen.

Die Toten.

Der Tiroler Dichter Hans v. Hoffensthal, der durch mehrere feinsinnige Romane weiten Kreisen bekannt geworden ist, erlag in Bozen im Alter von nur 37 Jahren einem längeren Leiden. Er war von Beruf Arzt und als solcher in München, Wien und Genf tätig. Seit 1905 lebte er in Bozen ganz seinen literarischen Neigungen. Ein Landsmann von ihm war der bekannte Komponist geistlicher Musikwerke, der Franziskanerpater Dr. Paul Hartmann, der kurz vor der Vollendung seines 51. Lebensjahres in seinem Kloster in München verschied. — In Jena starb der frühere Direktor der Leipziger Öffentlichen Handelslehranstalt Geh. Hofrat Professor Hermann Raydt. Sein Wirken beschränkte sich nicht nur auf seine Lehrtätigkeit, er hat sich auch schriftstellerisch vielfach betätigt und hat sich um die Verbreitung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland große Verdienste erworben. Eine von ihm verfaßte Denkschrift führte zur Gründung der ersten deutschen Handelshochschule. — Der Hygieniker und Bakteriologe Dr. Rudolf Emmerich, der als Erster die bakterientötende Wirkung des Blutserums künstlich immunisierter Tiere erkannte, starb in München im Alter von 62 Jahren. Er hat seinerzeit mit Pettenkofer das berühmte Experiment des Selbstinfektionsversuches mit Cholerabazillen gemacht. — Einem Automobilunfall ist der junge begabte Meteorologe und Physiker Dr. Alexander Lippmann zum Opfer gefallen, der als Gefreiter und Kriegsfreiwilliger der Dresden-Kaditzer Luftschifferabteilung angehörte. Auch aus dem Ausland wird uns der Tod mehrerer bedeutender Männer gemeldet: So starb in San Remo der ehemalige Großwesir Ferid Pascha, der einst zu den bedeutendsten Staatsmännern der Türkei gehörte; er war Albanier von Geburt und ein Bruder des albanischen Gesandten in Wien. Aus Rom kommt die Meldung vom Tode des Kardinals di Pietro, der das 87. Lebensjahr erreichte. Er hatte als päpstlicher Nuntius in München dort für die Kurie die Verhandlungen mit der Reichsregierung geführt, die dem „Kulturkampf" ein Ende machten. Seit 1893 war er Kardinal. Auch starb dort Don Alfonso Doria-Pamfili-Landie, Fürst von Melfi, das Haupt der Familie Doria. Nach einer Petersburger Meldung ist der russische Minister des Öffentlichen Unterrichts Casso, ein berüchtigter echt russischer Reaktionär, an den Folgen einer Krebsoperation gestorben.



Weihnacht 1914.

Wie feierlich und schön war's ehedem,
Wenn glückverheißend wieder aufgegangen
In hellem Glanz der Stern von Bethlehem,
Wenn hoch vom Turm die Weihnachtsglocken klangen
Und fromme Herzen andachtsfreudig sangen:
Friede auf Erden!

Verwehte Klänge! — Eisern ist die Zeit;
Die Schwerter klirren, die Geschütze dröhnen;
Der Erde Völker stehn in blut'gem Streit
Und zu den ew'gen Sternen dringt ein Stöhnen,
Als wollte es die Engelsbotschaft höhnen:
Friede auf Erden?

Und doch und doch: Der alte, liebe Traum
Erfaßt uns alle wie in beſſ'ren Tagen,
Denn unsre Kinder stehn vorm Tannenbaum,
Sie, die des Vaterlandes Zukunft tragen,
Und denen jetzt wir zu ertrotzen wagen:
Friede auf Erden!

Drum sei willkommen, stille, heil'ge Nacht!
Und schenke Trost uns für so manche Wunde!
Und tobt und wettert draußen auch die Schlacht,
Laß uns daheim in ernster Weihestunde
Den Glauben wiederfinden an die Kunde:
Friede auf Erden.

Hans Ludwig Linkenbach.



Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Als der Chauffeur kam, um sich zu verabschieden, reichte ihm Gehrkens die Hand:

„Für mich ist es jetzt bedauerlich, daß Sie nicht 'nen Puckel vorne und hinten haben, Mutzig," sagte er.

„'s wär' schad' drum, Herr Kommerzienrat. Dann könnt' ich jetzt nich 'ran an die Hunde. Und 'ran muß ich, am liebsten an die Russen. Die sollen den Mutzig kennen lernen, daß ich um das Pack aus meinem Brot und von Frau und Kindern hab' fortgemußt."

„Um die machen Sie sich nur einstweilen keine Sorge, Mutzig. Solange ich da bin, soll Ihre Familie zu essen haben, und Ihnen halt' ich die Stelle offen. Kommen Sie nur gesund wieder." —

Gehrkens war ein wenig außer Atem, als er so das halbe Stündchen aus der Mitte der Stadt bis zu seiner Villa in einer der äußersten Villenstraßen gegangen war. Er würde sich eine Droschke genommen haben, aber alle besseren Droschkengäule waren für das Militär requiriert, und hinter eine Mähre mochte er sich nicht setzen, das kam ihm denn doch gar zu kläglich vor.

Schau, da haben wir ja Einquartierung, dachte er, als er durch seine Gartenpforte trat und eine Uniform zwischen den Gebüschen der Anlagen schimmern sah. Und dann bemerkte er, wie seine Frau neben dem Träger des feldgrauen Rocks herwandelte. Da eilte auch schon der Soldat auf ihn zu.

„Oberleutnant der Landwehr Gehrkens, auf der Durchreise zu seinem geheim zu haltenden Gestellungsort, lieber Papa," meldete er salutierend. „Ich wollte euch doch wenigstens noch einmal die Hand drücken, ehe ich ins Feld gehe."



Weihnachten in Feindesland. Nach einem Gemälde von W. B. Woller.

Der alte Herr umarmte seinen Ältesten, Tränen schossen ihm in die Augen und er schluchzte: „Junge, daß ich dich wenigstens noch mal sehe! Na, und ich hoffe, daß die alten Familienväter nicht gleich zu scharf in die Front kommen."

„Wo man mich hinstellt, Vater, da werde ich meine Pflicht tun. Ich gehe mit der Beruhigung, daß für die Meinen unter allen Umständen gesorgt ist, und daß die Leitung der Fabrik in guten Händen liegt. An Verdienst wird allerdings unter den jetzigen Umständen nicht zu denken sein."

„Darum und um meine Verzinsung mach' dir heut keine Sorgen, Junge. Es regnet jedem in die Bude, und wir haben, Gott sei Dank, wenigstens was zuzusetzen. Aber aus der Angst kommt man jetzt nicht heraus. Du bist unterwegs auf den Feind, und der Lutz hat seinen Richterkittel auch schon ausgezogen und den Säbel umgeschnallt. Aber wie ist es nur mit Kurt? Vor drei Wochen kriegten wir eine Karte, daß er wieder in Samak angelangt sei und neue Einquartierung vorgefunden hätte; seitdem fehlt jede Nachricht. Na ja, die Zensur wird gewirkt haben, und jetzt hört ja überhaupt jede Verbindung auf. Wenn da nur alles in Ordnung ist."

„Er ist doch Russe geworden. Das wird seine Person in Rußland hinreichend schützen," suchte Franz Gehrkens den Vater zu beruhigen. „Und dann ist Ohm Benjamin doch auch lange eingebürgert und steht in hohem Ansehen."

„Die Mama kann schon gar nicht mehr schlafen vor Sorgen. Es ist ein Elend," stöhnte der Kommerzienrat. „Und dazu keine Nachricht von Hugo in Lüttich, nur immer diese Berichte über die Greuel der Belgier



Vom Kriegsschauplatz in den schneebedeckten Karpathen.

an den Deutschen. Mein Gott, mein Gott, was werden wir da am Ende noch erleben! Du glaubst nicht, was es mich für Überwindung kostet, der Mama keine besorgte Miene zu zeigen. Doch still, dort kommt sie, nichts mehr von dem."

Die Kommerzienrätin kam näher. Sie hatte absichtlich die erste Begrüßung zwischen ihrem Ältesten und seinem Vater nicht stören wollen. Aber jetzt trat sie heran. „Wir haben den Jungen nur noch für eine halbe Stunde, Paul. Dann muß er wieder fort. Vielleicht sehen wir ihn zum letztenmal," schluchzte sie heftig auf und umarmte den Offizier.

„Nur Ruhe, Mutter, nur Ruhe!" mahnte der Kommerzienrat mit zitternder Stimme. „So haben wir doch etwas, um es dem bedrohten Vaterland zu geben. Weiß Gott, selber ging ich noch mit, wenn ich nicht ein unnützer, gichtischer Kumpan wär'. Ja, verdammt, das tät' ich, Mutter."

„Und ich, und ich?" weinte die alte Dame. „Hab' ich deshalb vier Söhne geboren und großgezogen, um vor Sorg' und Kummer zu vergehen?"

„Wir werden schon wiederkommen, der Lutz und ich. Und wenn das Schlimmste eintreten sollte — nun, so hast du für uns unsere Zukunft, Mutterchen, hast deine Enkelkinder."

„Er denkt schon an so was, Vater," wehklagte sie. „Und diese gräßliche Ungewißheit über Kurt! Ach, ich habe diesem Rußland nie getraut. Und Hugo und seine Familie, wo doch diese Belgier sich plötzlich in ihrer wahren Gestalt zeigen, als menschliche Bestien. Ach, wär' ich doch im vorigen Jahre gestorben, als ich an der Magenkrankheit so gelitten, dann brauchte ich alles dies nicht zu überleben."

„Schäm' dich, Mutter, so kleinmütig zu sein," mahnte der Kommerzienrat. „Es wird sich schon noch alles zum guten wenden. Und dann leiden wir doch nicht allein. Wir sind jetzt gewissermaßen zu einer einzigen großen Familie geworden, und das Leid des einen ist des andern Leid. Und auch die Begeisterung ist allen Herzen gemeinsam. Hättest die Leut' vorhin sehen sollen, als wieder eine Abteilung der Feldgrauen abzog in den Krieg, 'ne Freude zu sehen, wie da alles klappte bis zum letzten Schuhnagel, und wie fest und selbstsicher ein jeder aussah. Und wie dann die Zuschauer ihnen den Abschied zuwinkten, wie alles ganz weich war vor Rührung."

„Und am weichsten vielleicht die Tütchenskrämer, die in diesen Tagen die Lebensmittel so wucherisch in die Höhe trieben, oder die Biedermänner, die wegen der drohenden Geschäftsstille ihren armen Angestellten kündigten und sie auf die Straße werfen,"

ereiferte sich die alte Dame. „Geh mir weg mit der Gemeinsamkeit. Wer sein Leben oder das seiner Kinder aufs Spiel setzt, nur der kann mitreden."

Sie war im Begriff, sich in schmerzliche und pessimistische Betrachtungen hineinzureden, da sah sie auf der Straße den Professor Keller vorübergehen, müde und gebeugt, und jäh wandelte sich ihr eigenes Leid in das lebhafteste Mitgefühl. „Der Professor," raunte sie ihrem Gatten zu. „Wir müssen ihm doch ein paar tröstende, beruhigende Worte sagen." Und zu ihrem Sohn gewendet, erklärte sie leise: „Es ist da etwas zwischen uns gekommen. Ich erzähle dir das ein andermal. Na, er selber kann ja nichts dazu, wenigstens nicht direkt, aber es ist eine peinliche Sache."

Da rief der Kommerzienrat über den Zaun: „Ah, Herr Professor! Wie geht es Ihnen? Möchten Sie nicht einen Augenblick näher kommen?"

Der alte Herr trat durch das Gartentor. Sein Temperament schien ihn ganz verlassen zu haben.

„Haben Sie noch immer keine Nachricht von Irene?" fragte die Kommerzienrätin voller Teilnahme.

Er schüttelte den Kopf. „Nichts, nichts."

„Ganz wie mit unserm Jungen, mit dem Kurt," sagte Gehrkens, und die beiden Herren schüttelten sich die Hand.

„Ein Mädel, ein schutzloses, wehrloses Mädel jetzt in dieser Hölle!" stöhnte der Professor.

„Sie steht unter dem Schutz und Schirm des Herrn von Bialy, der ein Kavalier ist und Einfluß hat. Ich meine, Sie könnten über das Schicksal Ihres Kindes beruhigter sein, als ich über das der Meinen in Samal und Lüttich."

„Mein Mädel, mein armes, braves Mädel," seufzte der Gelehrte. Dann richtete er den Kopf empor, betrachtete die stattliche Erscheinung des Landwehroffiziers und rief: „Zum Donner, hätte ich auch einen Jungen hinauszusenden ins Feld, nicht mit der Wimper wollte ich zucken, und stolz und freudig wollte ich sein, ihn herzugeben und solch großes Opfer dem bedrohten Vaterlande zu bringen. Aber die Sorge um das Kind bringt mich noch um. Daß ich's auch gelitten hab', daß sie in dieses furchtbare Land gegangen ist!"

Langsam schlenderten sie durch die breiten Gänge des Gartens an einem jungen Obstspalier vorbei, an dem die herrlichsten Früchte hingen.

„Nun seht euch das mal an, wie das strotzt, wie das voll hängt, als wenn nichts als tiefster Frieden wär'. Eine Pracht, das anzusehen."

„Ich hab' dies Jahr gar keinen Spaß dran," erklärte die Kommerzienrätin. „Was hat das alles für einen Sinn? Sonst hab' ich jedes Jahr um die Zeit mit Einmachen angefangen. Für die ganze Familie hab' ich eingekocht, aber das ist nun alles lahm und tot, und die Bohnen können meinetwegen ruhig hängen bleiben."

„Nur nicht so elegisch, Mütterchen," mahnte Franz Gehrkens und blickte auf die Uhr. „So langsam muß ich an den Aufbruch denken," sagte er ernst. „Macht euch nur keine Sorgen um mich, und wenn nicht sofort Nachricht von mir kommt, so denkt nicht gleich etwas Schlimmes, sondern bedenkt, daß die Feldpost nicht immer so funktionieren kann, wie sie wohl möchte. Und du, Papa, du siehst wohl mal in der Fabrik nach, wenn die Bahnen erst wieder frei werden. Vor allem dürfen mir keine Leute in dieser Zeit entlassen werden. Lieber kürzere Schichten und Lohnreduktion, als daß jemand brotlos wird. Ehrensache, jetzt füreinander einzustehen."

„Selbstverständlich, Franz. In solchen Zeiten muß der geringe Mann fühlen, daß die vielgeschmähten ‚Ausbeuter' auch Opfer für sie bringen können."

Plötzlich kam von der Stadt her Glockengeläute. Erst war es schwach noch und vereinzelt, dann schwoll es an; neue Glocken fielen ein und dann dröhnte es, wie Jubel, von allen Türmen.

„Was ist das nur für ein Geläute?" fragte die Kommerzienrätin. „Und um diese Tageszeit?"

„Auffällig," brummte Gehrkens. „Es ist wie Anno siebzig. Da kam es auch oft so von Köln herüber bis zu meines Vaters Fabrik. Das war immer nach einem großen Sieg."

„Soweit sind wir wohl noch nicht," meinte der Professor. „Damit hat es noch gute Wege. Der Aufmarsch ist ja noch gar nicht vollendet."

Da kam ein Dienstmädchen aus dem Hause gelaufen und meldete, der Herr Kommerzienrat möge doch gleich ans Telephon kommen, der Herr Konsul wünsche ihn zu sprechen. Er hätte etwas von einem großen Sieg oder von dergleichen gesprochen.

„Da werden Sie sich wieder mal ein bißchen verhört haben, Hulda. So schnell schießen die Preußen denn doch nicht," lachte Gehrkens und eilte ins Haus.

„Was mag es denn nur sein? Der Herr Konsul ist oft so freundlich, uns anzutelephonieren, wenn irgend etwas Interessantes in der Welt passiert, weil wir doch hier so am Ende der Stadt sitzen und die Nachrichten immer erst später kriegen," bemerkte die Kommerzienrätin.

In dem Augenblick kam Gehrkens schon aus dem Hause gelaufen. Er schien in höchster Aufregung. Noch unter der Tür schwenkte er das Mützchen, das er immer im Garten aufsetzte, und schrie: „Kinder! Es stimmt! Unsere Truppen bahnen sich den Weg durch Belgien. Sie haben in heldenmütigem Sturme die Festung Lüttich genommen. Hurra, der Anfang ist gemacht."

Und in heller Freude umarmten sich alle, schüttelten sich die Hände, und in ihren Augen glänzte es feucht vor Rührung und Begeisterung.



Stille Nacht, heilige Nacht! Für Reclams Universum gezeichnet von K. Wedenmeyer.

„Ja, der Anfang wäre wirklich gemacht. Nun geh mit Gott und hilf für dein Teil mit, Junge, daß es zum guten Ende geführt wird," sagte der Kommerzienrat und klopfte seinem Sohn auf die Schulter. „Wir wollen auch nicht mehr klagen, daß du von Frau und Kind und aus dem Geschäft fort mußt."

„Unsere Soldaten werden gewiß sorgen, daß dem Hugo und seinem Werk jetzt in Lüttich nichts mehr passiert," tröstete sich die Kommerzienrätin.

Der Professor aber reckte sich und sagte mit Feierlichkeit: „Ja, wir wollen nicht zagen und kleinmütig sein, Freunde. Man hat uns angefallen wie Wölfe, aber wir setzen uns durch, und ich glaube es, ich weiß es, unser Vaterland geht seiner größten Zeit entgegen. Die Welt wird staunen, und unsere Feinde werden beben." Und mit lauter Stimme setzte er ein:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!"

15.

Irene Keller fuhr mit ihrer Schülerin, der zehnjährigen Ilka v. Bialy, auf dem großen See spazieren, der dicht am Schlosse Naparstek gelegen war. Der stumpfe Turm, der diesem burgartigen Gemäuer den Namen gegeben hatte, spiegelte sich, ein vorgeschobener Posten des Schlosses, in den klaren, dunklen Wassern, die ganze Strecken von Seerosen zeigten. Fast in der Mitte des Sees lagen zwei kleine Inselchen, durch eine Brücke verbunden. Schöne Anlagen waren dort entstanden, und auf dem größeren der Eilande erhob sich ein stattlicher, bewohnbarer Pavillon, der aber einen etwas ruinenhaften Eindruck machte. Man hatte ihn vernachlässigt, weil es nun einmal des Landes Sitte war, Gebäude verfallen zu lassen, und zum andern, weil der Aufenthalt in dem niedlichen Schlößchen mit seinem hübsch ausgemalten Salon keine Annehmlichkeit bot. Denn so schön auch das frische Lüftchen war, das über das Wasser strich, so lustig es erscheinen mochte, den springenden, echt polnischen Karpfen zuzusehen und den Wasserhühnern zwischen den weiten, dichten Schilfwandungen, so machten sich die Schwärme von Stechmücken, gegen die man sich in den Schlafzimmern des Schlosses durch Moskitonetze schützte, doch sehr unangenehm. Auch Irene legte jeden Augenblick die Ruder beiseite, um einen der kleinen Quälgeister zu verscheuchen.

„Das Rudern auf eurem wunderschönen See ist doch ein sehr zweifelhaftes Vergnügen. Man müßte sich ja in ein Ledergewand hüllen, wie der Flieger sicherlich eins trug, der gestern in unerreichbarer Höhe über uns wegflog, und von dessen Person man gewiß nur die Nasenspitze aus dem Gewand vorschauen sah," äußerte Irene und betrachtete ihre Arme, die bis zum Ellenbogen überall die Spuren der Mückenstiche zeigten.

„Ob es wohl ein deutscher Flieger gewesen ist?" fragte Ilka. „Der eine sagt so und der andere sagt so. Papa meint, es sei einer gewesen, Mama meint, er wäre ein Russe, und Zieba behauptet steif und fest, es könnte nur der Teufel gewesen sein. Aber diese Domestiken sind so ungebildet und abergläubisch. Die geringen Leute glauben überhaupt hier an scheußliche und grauenvolle Dinge. Nicht wahr, Fräulein, es gibt doch gar keine Vampire?"

„Nein, mit Ausnahme einer fremden Fledermausart, die angeblich den Schlafenden das Blut aussaugt. Aber naturwissenschaftlich erwiesen ist das auch wohl noch nicht."

„Nun, und hier sagen sie, manche Menschen gingen nach dem Tode noch um, stiegen nachts aus den Gräbern und tränken das Blut der Lebenden. So wäre die Frau unseres Gutsarbeiters, die Zupa, ein Vampir gewesen, weil sie zeitlebens ein bleiches Gesicht und rote Lippen hatte. Deshalb hat man sie nach ihrem Tode nachts auf dem Kirchhof ausgegraben und ihr mit dem Spaten den Kopf abgestochen, damit wieder Ruhe werde im Dorf."

„Pfui, das ist ja ganz abscheulich, solche Dinge zu glauben!" rief Irene empört.

„Ja, gewiß, aber ihr Mann hat selber gesagt, es wäre ihr schon zuzutrauen gewesen, und noch viel anderes, und es wäre alles in Ordnung. Aber ich glaube nicht daran, auch nicht an die Geschichte von dem Schlachtziz auf Zamek, das an unser Gut stößt. Wissen Sie es schon?"

„Nein, Kind. Ich bin doch erst sechs Wochen hier. Da kann ich noch nicht alle Sagen der Gegend kennen."

„Also dieser Herr von Zamek soll vor vielen hundert Jahren seinen eigenen Bruder ermordet haben, um in den Besitz der Herrschaft zu kommen, bis er dann selbst einmal von einem Wilddieb ermordet wurde. Seither soll er nachts mit geschlossenen Augen in den Wäldern unserer Gegend herumschweben, und wenn man es dann in den Bäumen so krachen hört, dann sei er mit dem Schädel eben an einen Baumstamm angeschlagen."

„Daß man hier lauter so gruselige Sagen kennt! Bei uns in Deutschland sind die Märchen und Sagen meist viel freundlicher, wenn auch böse Hexen, Zauberer und Räuber darin herumspuken. Aber gib acht, Kind, der Kahn wird noch umkippen, wenn du immer so nach den Seerosen greifst und in die halbgeöffneten Kelche schaust. Was hast du nur davon?"

„Ach, Fräulein, es ist doch so schön, wie der gelbe Kelch so zwischen den schneeweißen Blättern liegt. Und vielleicht entdecke ich die Wappenblume. Dann werde ich glücklich sein mein Leben lang, und Polen wird wieder auferstehen. Aber sehen Sie, das ist eine Sage, die nicht so gruselig ist. Unser See ist nämlich ein heiliger See. Alle Leute in Polen wissen es. Auf der Insel hat um die Zeit, da Polen unter seinen räuberischen Nachbarreichen aufgeteilt wurde, ein frommer Pustelnik gelebt, hat sich nur von Fischen und Möweneiern genährt und jeden Morgen und Abend das Glöckchen vor seiner Einsiedelei zum Gebet geläutet. Und der hat es geweissagt, wenn sich unter den vielen Tausenden von Seerosen auf dem See zu Naparstek eine zeige, deren Kelch rot wie Blut und nicht gelb wie ein Eidotter sei, dann würde viel Blut fließen, Polen aber würde neu und glänzend auferstehen. Und der, der diese Blume finde, würde glücklich werden sein Leben lang."

„Deshalb also schieben deine Fingerchen die Blütenblätter so eifrig auseinander, kleines Närrchen," sagte Irene lächelnd, und dann fügte sie seufzend hinzu: „Nun, der erste Teil der Weissagung des Einsiedlers dürfte wohl in Erfüllung gegangen sein: Blut, viel Blut mag schon fließen. Mein armes, armes Vaterland!" Tränen füllten ihre Augen, doch die Kleine tröstete:

„Glauben Sie es nur nicht, Fräulein, daß die Prusaki nichts als Prügel bekämen. Papa sagt doch auch, je lauter unsere Zeitungen über Siege jubelten, um so mehr Zweifel dürfe man daran haben. Und bis zu Ihrem Papa in Deutschland kommen keine Russen und Franzosen."

„Aber auch keine Nachrichten mehr von mir. Wie mögen sich mein Papa und meine Schwester um mich ängstigen."

„Sie wissen doch, daß Sie hier bei uns sind."

„Ja, doch wie lange noch, dann wird man mich fortschleppen und gefangen setzen, und dann ist dieses freundliche Idyll zu Ende, in dem man fast glauben könnte, dieser ganze Krieg sei nur ein böser Traum."

„Wir lassen Sie nicht fort, Fräulein. Bei uns sind Sie ganz sicher. Papa hat es doch durchgesetzt, daß Sie hier unter seinem Schutze bleiben können."

„Ja, unter Übernahme jeder Garantie. Dein Papa ist ein echter Kavalier, Ilka. Du kannst stolz darauf sein, einen so ritterlichen Papa zu haben."

„Einen andern möchte ich auch gar nicht und könnte ihn nicht gebrauchen," sagte die Kleine altklug.

In dem Augenblick ertönte ein lautes, jodelndes „Prosze Stanac!" über den See.

„Ach, der Papa ruft uns zurück," rief die Kleine und winkte mit der Hand gegen das Ufer hin. Dort



Kriegsweihnachten: Die Ankunft der Liebesgaben auf dem Kriegsschauplatz. Cop. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

stand der Schloßherr von Naparstek, seine Gattin, eine französische Vicomtesse, am Arm, und Cäsar, die große Dogge, stand neben ihnen und spähte aufmerksam nach denen im Kahn hinüber. Irene lenkte gegen das Ufer hin und der Edelmann half ihr und dem Kinde beim Aussteigen. Ilka hing sich sogleich an den Arm des Vaters und flüsterte: „Sag ihr nur nichts, Papa, wenn die Prusaki wieder Prügel gekriegt haben, sonst ist das arme Fräulein gar so traurig."

Irene aber hatte sich schon an die Schloßherrin gewandt mit der Frage, ob neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen seien.

„Allerdings, mein Kind," sagte die Dame, und halb mitleidig, halb stolz fügte sie hinzu: „Oh, unsere brave französische Armee war gut vorbereitet, endlich ihre Revanche zu nehmen. Die neuesten Depeschen sagen, daß Straßburg genommen sei und Mainz belagert werde. Köln ist auch bereits erstürmt und unsere Truppen haben Hannover eingenommen und dürften in den nächsten Tagen vor Berlin eintreffen, so wie damals die Prussiens vor Paris anlangten. Es tut mir leid um Sie, liebes Fräulein, aber gegen den Elan unseres Heeres gibt es keinen Widerstand. Die Kriegsdepeschen sind offiziell."

„Das mag sein, aber solange ganze Armeen nicht fliegen können, ist es absolut unmöglich, daß sie wenig Wochen nach Ausbruch des Krieges schon so weit sein können, selbst wenn sie durch unsere Truppen gar keinen Widerstand fänden, was doch ausgeschlossen erscheint. Was denken Sie, Herr von Bialy?" wandte sich Irene an den Schloßherrn.

„Der Russe ist in der Geographie des Westens wohl nicht gut zu Hause," entgegnete der Edelmann lächelnd. „Aber immerhin, zum Besten meiner lieben Frau wollen wir annehmen, die Franzosen seien armeeweise in riesigen Luftschiffen, jedes eine Brigade fassend, vor der feindlichen Hauptstadt angelangt. Sie hätten bis jetzt die Existenz dieser märchenhaften Verkehrsmittel klüglich verheimlicht und setzten nun die Welt damit in Erstaunen. Also nehmen wir an."

„Das ist es nicht; an solche Luftschiffe glaube ich nicht," versetzte Irene lächelnd.

„C'est ridicule, mon mari," meint auch die Schloßherrin. „Mais l'élan, cet admirable élan des Français! C'est la chose!"

„So werde ich Herrn Jan fragen. Er wird mir beipflichten müssen. Er ist über die Entfernungen gewiß orientiert," beharrte Irene, aber Bialy sagte ein wenig gepreßt:

„Mein Sohn läßt sich Ihnen noch empfehlen, liebes Kind. Es war notwendig, daß er ohne umständliches Abschiednehmen abreiste. (Fortsetzung folgt.)

Was soll uns Weihnacht heut?

Was sollst du heut uns, du geweihte Nacht?
Was soll der weiche Glanz uns deiner Kerzen?
Ein jeder Tag hat bittre Not gebracht
Und bang in Kummer zittern unsre Herzen.

An unsern Grenzen rast des Krieges Brand,
Kanonendonner übertäubt das Stöhnen
Dahingemähter, und das stumme Land
Trinkt Blut — Herzblut von unsern Heldensöhnen!

Was soll uns Weihnacht heut?? —
Und doch — Und doch —
Strahlt nicht ein Stern auch über Not und Grauen?
Brach nicht das Leid des Eigennutzes Joch?
Und ließ es nicht in tausend Seelen tauen

Den Strahl von jenem wunderhellen Licht,
Den goldnen Abglanz alles höchsten Lebens,
Den frohen Mut zu lächelndem Verzicht,
Den heil'gen Rausch des Opferns und des Gebens?!

Triumph der Liebe! Siegend flammt dein Schein,
Versöhnend flammt er über Qual und Schmerzen!
Ein Volk erwacht zu heil'gem Brudersein — —
Deutschland, entzünde deiner Weihnacht Kerzen!

E. Kopp.

Im Kasino zur Räuberhöhle.

Ein Kriegserlebnis. Von J. Kehling.

Nach anderthalbtägiger glatter Autofahrt durch die im buntfarbigen Herbstschmuck herrlich prangenden Gaue Belgiens und Nordfrankreichs hatte ich endlich mein Ziel, ein kleines, jetzt aber von deutschem Militär überfülltes Städtchen, erreicht und dort den mir gewordenen Auftrag ausgeführt. Ein freier Tag stand mir nun zur Verfügung. Was damit anfangen? Sollte ich ihn wirklich mit Ausruhen zubringen oder aber das reizvolle Leben im Städtchen, das einem modernisierten „Wallensteins Lager" glich, beobachten? Nein, mich zog es hinaus, hinaus auf die breite Straße, auf der lange Wagenreihen, zahlreiche Reitertrupps alle dem gleichen Ziele zustrebten — dem Donner der Geschütze, der bald stärker, bald schwächer, aber doch fast ununterbrochen herüberklang.

Dort draußen, kaum zwei Meilen entfernt, da lagen — seit Wochen schon — unsere braven feldgrauen Jungen im Kampfe mit ihren zähen Gegnern, führten in zerschossenen Ortschaften und in Schützengräben ein wenig beneidenswertes Dasein. Ihnen eine kleine Freude zu machen, das war meine Absicht, als ich den Plan erwog, in die Front zu fahren.

Mein Wagenführer, ein junger „Kölnscher Jung", war gleich dabei, als ich ihn fragte, ob er Lust habe, mich zu begleiten. Und so sausten wir denn hinaus, dem Schlachtfelde zu. Wenige Kilometer nur und schon sahen wir die ersten Spuren früherer Kämpfe: Schützengräben, zerbrochene Gewehre, zerrissene Tornister, dann, dicht neben der Straße, ein nur notdürftig verscharrtes Pferd, dessen Beine noch gespensterhaft aus dem Boden ragten. Auf den Feldern aber die dunklen Hügel, auf denen bald eine Pickelhaube blitzt, bald ein rotes Käppi leuchtet — das sind die Ruhestätten der Braven, die nach heldenmütigem Kampfe hier ihren letzten Schlaf tun.

Ein wüst zerschossenes Dorf, voll von unseren Soldaten, die gerade erfolgreich auf eine an der Straßenkreuzung aufgefahrene „Gulaschkanone" Sturm liefen. Beim Nahen des Autos aber bleiben sie doch stehen. Wer mochte hier, kaum 2 km hinter der Feuerlinie, herumfahren? Ich hielt und rief: „Neue Zeitungen!" Im Nu stürzten sie herbei, die Hände hoch; jeder wollte ein Blatt erwischen. Ein Offizier schaffte schnell Ordnung, so daß immer eine kleine Gruppe eine Zeitung erhielt. Bis zu den ersten Häusern des nächsten Ortes könne ich noch fahren, aber ja nicht weiter; auch bis dahin sei es nicht ganz ungefährlich, meinte der Offizier. Weiter also, und mit Vollgas! Donnernd flog mein braver Benz über die schnurgerade Straße und erreichte glücklich das nächste Dorf.

Aus dem ersten Hause oder vielmehr der ersten Ruine stürzten Soldaten und gleich darauf Offiziere und blickten verwundert auf uns, die hier mit dem Auto geradeswegs ins Granatfeuer hineinfuhren. Aber auch bei ihnen wandelte sich die Verwunderung in Freude, als ich ihnen die neuesten Zeitungen gab und versprach, eine Stunde zu warten, um ihre Post mitzunehmen.

In Begleitung eines Soldaten, den mir die Offiziere als Führer mitgegeben, begab ich mich durch völlig zerstörte Straßen in das Innere des Dorfes, um auch den dort „im Schlosse" wohnenden Offizieren Zeitungen zu überbringen. Wie überall, so natürlich auch hier freudige Überraschung über die kaum 36 Stunden alten Blätter und die Möglichkeit, auf schnellstem Wege Post in die Heimat zu senden. Eine Einladung zum Mittagessen war mein Lohn. Doch zuvor führte mich ein Oberleutnant hinüber zum Kirchhof. Wie sah es hier aus! Die Kirche, von den Franzosen selbst zusammengeschossen, bildete nur mehr einen gewaltigen Trümmerhaufen, aus dem wenige geborstene Mauern noch emporragten. Und dann die Gräber! Die schweren Granaten hatten alles aufgewühlt, die Särge zertrümmert, die Leichen zerfetzt — ein grausiges Bild der Zerstörung. Und mit ernstem Gesicht zeigte mir der Oberleutnant einen frischen, mit Astern geschmückten Hügel, auf dem ein Offiziershelm stand: „Hier habe ich vor acht Tagen meinen Bruder begraben!" —

Wenige Minuten später traten wir in die Schloßruine ein, gerade als die feindlichen Geschütze ihr Feuer gegen das Dorf zu erneuern begannen. Eine Tür öffnet sich, eine Taschenlampe blitzt auf, und ein Soldat ladet freundlich ein: „Bitte hier unter!" Eine steile Treppe geht's hinab in den düsteren Keller, wo mir ein anderer Soldat

Weihnachten im Etappenquartier

Nach einer Zeichnung von M. Barascudts.



Mütze und Mantel abnimmt, dann schlägt er einen schweren Vorhang zurück — —

Wache ich oder träume ich? Für einen Augenblick weiß ich's wirklich nicht. Lachend tritt der „Höchstkommandierende des Platzes", Hauptmann R., auf mich zu und begrüßt mich: „Willkommen im Offizierskasino zur Räuberhöhle!" Dann große Vorstellung — es waren 14 Offiziere zugegen — und nun endlich habe ich Zeit, mich umzusehen.

Ich befinde mich in einem mächtigen, hochgewölbten Keller. Nachdem die Offiziere ihr früheres „Kasino", das den bezeichnenden Namen „Zur geplatzten Granate" führte, geräumt hatten, hatten sie anderwärts ein sichereres Unterkommen suchen müssen. Dieser Keller war dazu hervorragend geeignet. In wenigen Stunden war er von flinken Soldaten vom Schutt, von toten Hunden und Katzen gesäubert und wurde dann seiner Bestimmung gemäß eingerichtet.

Dicke Teppiche decken den Boden. In einer Ecke hat man um einen runden Tisch, auf dem eine gemütliche Erdöllampe Licht spendet, Sofa und Polstersessel gruppiert, ein ganz anheimelnder Winkel. Daneben ein Grammophon, das die modernsten Stücke spielt. Den Hauptplatz nimmt eine lange weißgedeckte Tafel ein, auf der kornblumengeschmücktes Porzellan, silberne Gabeln und Messer prunken. Schwere Messingleuchter, Vasen mit Herbstblumen und verheißungsvolle Weinflaschen vollenden den Schmuck, für dessen Beleuchtung eine mächtige Hängelampe sorgt, die man oben am Gewölbe befestigt. Ein paar Bänke, ein großes Bett vervollständigen die Ausstattung des Raumes, in dem auch das Allerheiligste, die Fahne, aufbewahrt wird. Durch einen Vorhang getrennt, befindet sich nebenan das Schlafzimmer, das ebenfalls auf das gemütlichste und vollkommenste ausgestattet ist und das zugleich als Weinkeller dient.

Schnell zeigt man mir noch „die bombensicheren Räume", das heißt die noch 100 Stufen tiefer gelegenen, in den gewachsenen Fels gehauenen Keller, dann geht's zum Essen. Nie zuvor habe ich unter solch — sagen wir reizvollen — Umständen mein Mittagsmahl eingenommen wie hier. Während wir da saßen und aßen, tranken und plauderten, als ob wir mitten im Frieden lebten, begann oben das Höllenkonzert des feindlichen Artilleriefeuers, das oft genug unsere Unterhaltung und das Spiel des Grammophons übertönte. Hin und wieder schreckliches Gepolter auf der Kellertreppe: es waren die drei in der Küche beschäftigten Soldaten, die sich jedesmal schnell im Keller in Sicherheit brachten, wenn sie eines der ganz schweren feindlichen Geschosse, „Rafaels" genannt (von rafale), kommen hörten; um die Geschosse kleineren Kalibers, die hier als „Krakauer" bezeichnet werden, kümmert sich kein Mensch mehr. Gerade sind wir beim Nachtisch angelangt, zu dem jeder beiträgt, was er gerade noch hat — Schokolade, Keks, Obst, Zigarren und Zigaretten —, da gibt es einen wüsten Krach, daß buchstäblich die Mauern zittern. „Das war recht nahe", meint trocken Hauptmann R. Er hatte recht, nur wenige Meter vom Hause hatte ein „Rafael" einen gewaltigen Trichter in die Erde gerissen.

Schuß auf Schuß, Knall auf Knall — unmöglich, hinauszugehen auf die Straße, wo es Sprengstücke und Steine hagelt. Erst bei einbrechender Dunkelheit wird es ein wenig besser, und ich verabschiede mich mit den besten Wünschen für ferneres Wohlergehen von den Offizieren, die hier unter so schwierigen Umständen auf verantwortungsvollem Posten treu auf der Wacht stehen. Zwei Offiziere müssen zum General in dem benachbarten Ort; gern nehme ich sie im Auto mit, das dem erneuten Granatfeuer ohne Licht entflieht.



Auf der Etappenstraße: Schwieriges Ausweichen. Phot. Dr. Hans Böhm.



Weihnachtsfrieden im Feldlazarett. Für Reclams Universum gezeichnet von Walter Miehe.

Erlebnisse im Krieg.

Kriegsbetrachtungen von Artur Lauinger, zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Dem, der draußen im schneebedeckten Feld steht und in stillen Stunden die Erinnerungen der jüngstvergangenen Monate festzuhalten, zu ordnen sucht, dem ergeht es wie dem, der über diesen größten Krieg aller Zeiten heute Klarheit gewinnen will: alles löst sich in Einzelereignisse, in Einzelbilder auf. Aus der sich überstürzenden Flut des Geschehens bleiben im Gedächtnis haften die Dinge, denen die Umstände besondere Farbe verliehen. Der größte Teil der deutschen Armeen, die heute in Nordfrankreich stehen und in starkempfundener Entlastung der Heimat sich auf fremdem Boden, aus den noch recht reichen Hilfsquellen des eroberten Landes zu ernähren vermögen, hat seinen Weg durch Belgien genommen. Es ist, als ob mit der Dauer des Krieges sein Charakter sich etwas geändert habe. Die ersten Kriegswochen in Belgien mußten wohl bei allen deutschen Truppen das Gefühl auslösen, daß es den Kampf zu führen hatte gegen heimtückische Niedertracht, gegen im Dunkeln drohende Gefahr, die hinter Hecke und Zaun, aus Scheuer und Fenster, am Waldrand laure, deren Träger der anscheinend harmlos seine Wege gehende Landmann, die kaum erwachsene Jugend, der als Zivilist verkleidete belgische Soldat sei. Das ist anders geworden. Der Franktireurschrecken hat für die Truppen, die in Nordfrankreich stehen, viel von seiner Wirklichkeit verloren, es ist, als sei der Krieg, den wir hier führen, gesitteter geworden: mehr und mehr beschränkt er sich, wo wir ihn sehen, auf die bewaffnete Macht. Und das ist gut so. Denn ebenso fürchterlich, wie sie notwendig sind, stellen sich die Strafgerichte gegen Überfälle der nichtmilitärischen Bevölkerung dar. Es ist für den Soldaten grauenhaft und hart, dem Arme der Gerechtigkeit zu dienen, wenn er sich wenden muß gegen die, die nicht die Uniform, nur die Waffen des Feindes tragen. Und nur der Gedanke und das Bewußtsein, einer unausweichlichen Notwendigkeit, die der Selbstschutz gebietet, sich gegenüber zu sehen, trägt den deutschen Soldaten über die Hemmungen des Herzens, des Gemüts hinweg.

Durch Südbelgien zogen wir in langen, ermüdenden Ritten, tief in die Nächte hinein. Immer vorwärts: kein Tag, keine Stunde war zu verlieren, sollte der machtvolle Vorstoß der Armee ins Herz des Feindes treffen. In einer durch Nebel verschleierten Nacht führte uns unser Weg an einem endlosen Walde vorbei. Auf weichem Boden zogen unsere Pferde fast lautlos hin, nur hin und wieder klirrten die Säbel am Steigbügel, die Hufe an Steinen. In den trüben Nebeln, in den Schatten der Nacht war's, als ziehe ein gespenstiger Zug seine Wege. Alles war in tiefes Schweigen gehüllt, kein Gespräch, kein Kommandoruf — hin und wieder blitzten elektrische Flammen kurz empor, die den Führern den Weg finden halfen. Plötzlich stockte der Schritt der Pferde — wir standen auf dem Schauplatz eines Gerichts, eines Strafgerichts. Einer der hohen, breitästigen Bäume des Waldrandes trug eine fürchterliche Last, eine in weißes Totenlinnen gehüllte Gestalt: den Mörder, der unter Hecke und Busch, im bürgerlichen Kleid, der des Weges ziehenden Truppe die tödliche Kugel nachgesandt hatte. Ein Augenblick des Zögerns, dann — vorbei, vorbei. Die Schatten des Waldes, die Nebel verschluckten das Bild, kaum, daß es in den Gesichtskreis getreten war.

Der Kampf bei Ochamps war ausgekämpft, die Truppenmasse des Feindes in graue Ferne zurückgeworfen. Unendliche Opfer hatten die erbitterten Waldschlachten, das Ringen um jeden Fußbreit Boden, der Kampf von Baum zu Baum gefordert. An den Stätten des Todes walteten

die Samariter ihres Amtes, das Rote Kreuz der Lazarette wehte hoch im Winde, dort, wo es noch möglich war, die Wunden zu verbinden, die der Kampf geschlagen hatte. Die deutsche Armee war eilends der geschlagenen des Feindes gefolgt. Sie ließ einen bösen Feind hinter sich: die Versprengten, die sich aus der Schlacht in den Schutz der Wälder geflüchtet, dort gesammelt hatten und nun die rückwärtigen Verbindungen bedrohen und den Lazaretten eine ernste Gefahr werden konnten. Kurz nach der Schlacht zog unsere Truppe des Weges, eine nur schwach bewaffnete Formation. Als wir Bertrix passierten, wo in und bei der Kirche eine mächtige Lazarettzentrale eingerichtet war, herrschte dort einige Aufregung. Zweihundert versprengte Franzosen waren in den benachbarten Wäldern beobachtet und gemeldet worden, man befürchtete einen Überfall. Unser Kommandeur unternahm es, mit einem Unteroffizier und einem Dutzend verfügbarer Pioniere für Sicherheit zu sorgen. In zwei Automobilen wurden die Waldwege abgestreift, bis bei Assenois über hundert Franzosen gefunden wurden. Eine Gefahr waren diese Überbleibsel aus der Schlacht nicht mehr. Müde, hungrig, verwundet gaben sich diese Reste der Kämpfe dem Feinde in die Hände — bis auf jene, die ihren Weg zu den Stätten der Fürsorge aus eigener Kraft nicht mehr nehmen konnten. Von den Orten Glaumont und Assenois, wohin sie verschlagen waren und in deren Nähe uns fünf verlassene französische Geschütze gewiesen wurden, stand kaum mehr ein Haus — überall starrende, geschwärzte Ruinen, die Einwohner fast ausnahmslos geflüchtet. Nur die Frau des Bürgermeisters von Assenois und ihre Tochter, ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren, waren geblieben und hatten alle die Dutzende Leicht- und Schwerverwundeter so gut es ging versorgt. Ihr Haus, das die Granaten, die Flammen einigermaßen verschont hatten, war eine Stätte der echten Liebe, der Fürsorge geworden. Diese Frau ist eines Denkmals wert. Im Garten ihres Hauses lagen die Toten, in allen Zimmern, allen Fluren, zwischen den Gemächern lagen die Verwundeten. Die beiden Samariterinnen, die um den Gatten und Vater Trauer trugen, hatten die zahllosen Wunden so gut es ging verbunden, den Sterbenden die letzten Stunden erleichtert. Ohne alle Hilfsmittel, ohne alle Arzneien, ohne Lebensmittel bieten zu können, waren sie die Engel dieser Hölle geworden. Als unser Kommando eintraf, wurden zunächst die Leichtverwundeten in die Lazarette in Marsch gesetzt und die Geschütze zum Abtransport gemeldet. Mit einem Kameraden erhielt ich die Aufgabe, die Schwerverletzten fortzuführen. Wir luden diese Elendesten der Elenden, mit ihren schlechten Notverbänden, mit ihren verwahrlosten Wunden, in ihren Fiebern und Phantasien auf Leiterwagen, betteten sie auf Stroh, Uniformen, Tücher — um den langen Leidensweg auf jämmerlichen Ackerkarren zu beginnen. Zwischen den Toten am Wegrande vorbei, die Unglücklichen, denen der Tod sein Mal schon auf die Stirne gezeichnet hatte. Wir ließen zurück die Trümmer, in denen sie Obdach gesucht hatten — wir ließen zurück in den Ruinen ihrer Heimat die beiden Frauen, die eines Denkmals wert sind.

Der monatelange Kampf an der Aisne-Linie und die Truppenverschiebungen nach den flandrischen Schlachtfeldern hatte die Ergänzung der vordersten Linien im Feldbefestigungskampf durch Heranziehung von Freiwilligen und Mannschaften aus den Formationen hinter der ersten Linie als zweckmäßig erscheinen lassen. Kavallerie- und Trainoffiziere — die schönste Verbrüderung der Waffe! — meldeten sich in die Schützengräben zur Infanterie, die entstandenen Lücken auszufüllen, Automobile und Wagen führten aus den Staffeln die zum Ersatz Bestimmten heran. Tag um Tag zogen diese Transporte vorbei: Und wie sie vorbeikamen, das war's, was der Erinnerung wert ist, was dem Gedächtnis sich einprägt. Alles Leute bis an die Dreißig, Jungmannschaft also. Die Wagen mit den letzten Blumen, den letzten belaubten Zweigen geschmückt, als ging's zu einem Fest in der Heimat. Sie, die alle den Tod in seinen hundert Gestalten schon gesehen hatten, sie zogen ihm, dem Kampf, der Waffen- und Lebensprobe entgegen, als zu einem Feste. Mit frohen, hellen Augen, mit stolzen Sinnen. Sie, die die Gefahr kennen, sie drängen sich zu ihr, sich und sie zu erproben.

Kriegsweihnacht.

In starrender Eisenmacht die Welt,
Blutruch über Land und Belt.
— — Und wieder taut von der Sternenwacht
Die heilige Nacht.

Wir bieten heute schlechten Empfang:
Klirrende Schwerter als Weihnachtssang,
Kanonen schreien das Gloria;
Heilige Nacht, was willst du da?

— — Da rauschen die Glocken. Und die Jungen und Alten
Ueber dem Schwertknauf die Hände falten.
„Ehre sei Gott, und Friede soll werden,
Friede auf Erden!"

Ja komm, zieh ein!
Unsre Faust ist rauh, unser Herz ist rein.
Friede war und Friede ist heute
Unserer Seele geheimstes Geläute.

Deutscher Weihnachtstraum, auch im blutigen Schlagen
Haben wir dich im Herzen getragen.
Wir bauen, und muß er aus Blut auch werden,
Den Frieden auf Erden.

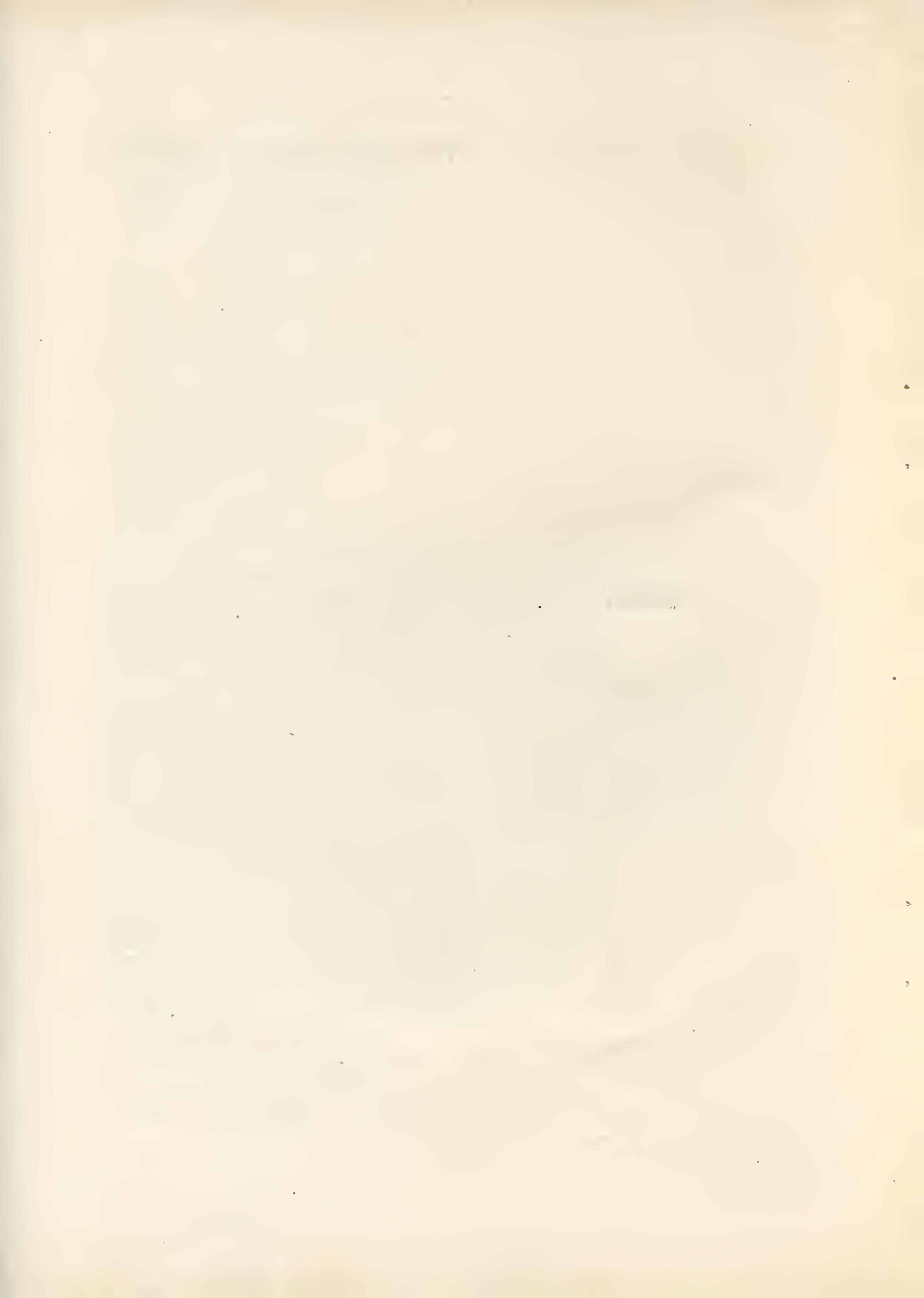
Drum trotz Granaten und Schlachthurra
Singt „Stille Nacht" und „Gloria".
Schon glüht ein ferner Friedensschein — —
Bald wird die große deutsche Weihnacht sein!

Emil Hadina.

Weihnachten in Feindesland.

Nach einem Gemälde von Arno Grimm.







Briefe vom Kriegsschauplatz.



Ein Zeltidyll vor dem Feind.

(Aus dem Feldpostbrief eines Feldunterarztes.)

Die hohen Gefühle, die dem Leben erst den rechten Wert verleihen, sind hier im Feld derartig potenziert, daß man in dieser Hinsicht dem Krieg nur dankbar sein kann. Wieviel Seelen mögen nicht schon durch den Schmerz und die Gefahren des Krieges geläutert sein! Mit welcher Andacht lauschen hier draußen unsere Soldaten der Predigt. Die äußeren Umstände sind allerdings auch so günstig wie nur irgend möglich. Gibt es eine Kirchenmusik, die andächtiger stimmt als der Schlachtendonner unserer Geschütze? Gibt es eine Stätte, die wuchtiger die Vergänglichkeit alles Irdischen predigt als die Ruinen eines abgebrannten Dorfes?

Indessen der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an das Außergewöhnlichste, wenn er täglich damit zu tun hat. Den Kanonendonner, dem man anfangs mit eigentümlichen Gefühlen lauschte, hört man einfach nicht mehr. Ähnlich geht es den Kämpfern draußen in der Schützenlinie. Die Gefahr wird etwas Alltägliches; man achtet ihrer einfach nicht mehr, bis man schließlich doch einmal durch ein nahegehendes, erschütterndes Ereignis wieder daran erinnert wird, daß der Tod immer auf der Lauer steht. So gingen erst gestern zwei Soldaten aus ihren sicheren Unterständen in der vordersten Schützenlinie heraus, um sich die Zeit mit einem dritten, den sie suchen wollten, durch Skatspielen zu vertreiben: beide wurden sofort von feindlichen Kugeln getroffen. Dieses allerdings krasse Beispiel zeigt deutlich, wie die Gefahr mit der Zeit mißachtet und unterschätzt wird.

Doch nun etwas Persönliches. Nach mehrtägigen Gewaltmärschen sind wir auf einem Felde nahe dem vollständig abgebrannten Dorf angekommen, auf dem wir nun schon lang liegen. Wir Offiziere haben ein hohes, ziemlich wetterfestes Zelt gebaut, in dem wir bei schlechtem Wetter den ganzen Tag verbringen. Wir haben augenblicklich keine medizinische Arbeit — die Schlacht steht an unserer Stelle, beide Parteien haben sich tief eingegraben. Da gibt es wenig Verluste, es sei denn, daß die Franzosen ab und zu einen Angriff versuchen, bei dem sie allerdings meist durch Maschinengewehre und Artilleriefeuer schwere Verluste erleiden. Wir verbringen den Tag unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Reiten, Jagen und Zeitunglesen — ein richtiges Faulenzerleben! Aber wohlverstanden, das ist eine große Ausnahme! Dafür giebt's wieder ein andermal keine Nachtruhe. In diesen Tagen ist unser Zelt ein Sammelplatz für Offiziere aller Waffengattungen; sie werden gastfreundlich bewirtet. Bringen sie doch als Entgeld Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz mit. Das Schönste aber bleibt doch das allabendliche Zeltidyll — Stunden echt deutscher Gemütlichkeit. Das Zeltinnere ist mit Tabakdüften geschwängert, der provisorisch hergerichtete Tisch mit duftenden Koteletten oder sonst etwas Feinem bedeckt, und über die lagernden Gestalten verbreitet eine Stearinkerze ihren traulichen Schein. Das alles gibt die rechte Stimmung für eine anregende Unterhaltung. Wenn nun noch bei schönem Mondenschein die Mannschaft — durch einen steifen Grog in die richtige Stimmung gebracht — vaterländische Lieder singt, dann ist man vollauf zufrieden. Und wunderbar: den Abschluß der Gesänge bildet fast immer ein Choral, meistens „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Stilles Heldentum.

(Aus dem Brief eines Offizierstellvertreters an die Eltern eines Gefallenen, der wie viele Tausende als stiller Held kämpfte und fiel.)

Gestern traf Ihr an Feldwebel Sch . . . . gerichteter Brief bei der Kompagnie ein. Unser Feldwebel wurde den Abend vor Eintreffen des Briefes bei einem Patrouillengang südlich von Ypern, wo zurzeit wieder namenlos erbitterte Kämpfe stattfinden, sehr schwer verwundet. Ich übernehme es daher, Ihren Brief zu beantworten, kann dies auch um so besser, als ich als Zugführer Ihrem verstorbenen Sohn besonders nahe stand und in ihm stets einen mutigen, hilfsbereiten und aufopfernden Mitstreiter fand. Wo es galt, im Gefecht Verwundete zurückzubringen oder denselben Erleichterungen oder Hilfe zu besorgen, stets war Ihr Sohn der erste, der sich zur Verfügung stellte. Zu Patrouillengängen an den Feind während der Nacht meldete er sich stets freiwillig mit der Begründung, er sei los und ledig und wollte für seine fast durchweg verheirateten Kameraden die Gefahr auf sich nehmen. Ein gütiges Geschick hat ihn vor allen Gefahren bewahrt, so durften wir denn hoffen, seine Freund- und Kameradschaft bis zum Ende des Krieges uns erhalten zu sehen. Doch die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Bei Pr . . . . mußten wir einen Sturm-



Weihnachtsfrieden. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr.

angriff auf die Engländer machen, die wir nach hartnäckigem Widerstand zurückwarfen. Hier verlor unsere schon überaus stark gelichtete Kompagnie 16 Tote und 27 Verwundete und die an uns links angelehnte 12. Kompagnie 43 Tote und 32 Verwundete. Alle hingemäht durch überlegenes englisches Maschinengewehrfeuer. Auch unser lieber Kamerad Sch . . . . fiel als ein Opfer dieser Höllenmaschinen. Er hatte acht tödliche Schüsse in Kopf und Brust erhalten. Allgemein war die Trauer beim Bekanntwerden seines Heldentodes. Er starb wie so viele Tausend den Heldentod fürs Vaterland, möge sein Tod mit dazu beitragen, einen ehrenvollen Frieden und eine glückliche Zukunft für unser liebes Vaterland vorzubereiten.

Kriegsrecht.

Von Justizrat Dr. Fuld, Mainz.

Sowohl in den Zeiten des klassischen Altertums als auch später wurde der Krieg nicht nur gegen die Kriegsmacht, sondern auch gegen die friedliche Bevölkerung des Landes geführt; die fortschreitende Gesittung hat dies beseitigt. Die Einwohner des Landes, die sich feindlicher Handlungen enthalten, dürfen nicht verfolgt werden. Ein Gesetz, das freilich weder Russen noch Franzosen beobachteten. Angriffe und Überfälle von seiten der Landesbewohner gelten als gemeine Verbrechen und werden mit dem Tode bestraft; wenn sich die Bevölkerung eines Dorfes an einem hinterlistigen Überfall beteiligt, so darf dieselbe im Ganzen dafür bestraft werden. Als kriegführende Partei gilt nicht nur das eigentliche Heer, sondern unter gewissen Voraussetzungen auch Freiwillige und Milizen; die Massenerhebung der Bevölkerung eines Landes vor der Besetzung wird als völkerrechtlich erlaubt betrachtet, wenn sie die Waffen offen trägt und die Gesetze und Gebräuche des Kriegs achtet. Freischaren gelten als kriegführende Partei nur dann, wenn jemand an ihrer Spitze steht, der für seine Untergebenen verantwortlich ist, wenn sie ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen und die Gesetze und Gebräuche des Kriegs beobachten; sind diese Bedingungen nicht vorhanden, so werden sie, falls sie Angriffe unternehmen, standrechtlich erschossen.

Der Zweck des Kriegs ist und muß sein, dem Feind möglichst zu schaden, eine möglichst große Anzahl seiner Soldaten und Offiziere kampfunfähig zu machen. Zur Erreichung dieses Zwecks dürfen aber nicht alle erdenklichen Mittel angewendet werden, die geltenden völkerrechtlichen Abmachungen untersagen die Anwendung zahlreicher Mittel, dahin gehört die Verwendung von Gift oder vergifteten Waffen. Verboten ist ferner die Anwendung des Meuchelmords, der Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind, unnötig Leiden zuzufügen, insbesondere von Dum-Dum-Geschossen; völkerrechtswidrig ist die Erklärung, daß kein Pardon gegeben wird, der Mißbrauch der Parlamentärflagge, die nicht durch die Kriegsnotwendigkeiten gebotene Zerstörung feindlichen Eigentums — man denke an die Zerstörung des Heidelberger Schlosses durch Mélac usw. Das moderne Kriegsrecht verbietet ferner die Beschießung unverteidigter Städte, Dörfer und Gebäude und gebietet selbstverständlich die strengste Schonung der weiblichen Ehre. Die Verwendung unzivilisierter Völker ist in den Haager Abmachungen nicht unter die unerlaubten Kriegsmittel gezählt worden, gleichwohl muß dieselbe als sehr bedenklich bezeichnet werden, weil diesen wilden Horden Zivilisation und Völkerrecht unbekannt sind.

Wird das Gebiet eines Staates von dem Feinde besetzt, so tritt die feindliche Gewalt an Stelle der bisherigen Staatsgewalt, die feindliche Macht ist dieserhalb auch verpflichtet, für Ordnung und Handhabung der Gesetze zu sorgen, sie kann die Bevölkerung weder zur Teilnahme am Kriege zwingen noch von ihr die Leistung des Treueids verlangen. Andererseits ist sie berechtigt, die bestehenden Abgaben und Zölle fortzuerheben, die Erhebung besonderer Abgaben für die Deckung der Bedürfnisse des Heeres ist gestattet.

Ein im Seekrieg von jeher sehr wichtiges Mittel ist die Blockade, darunter wird die Absperrung eines Küstengebiets oder eines Teils desselben durch die feindliche Flotte vom Seeverkehr verstanden. Die Blockade wird nur anerkannt, wenn eine genügende Anzahl feindlicher Schiffe vorhanden ist, um den Seeverkehr wirklich zu verhindern; die sog. papierne Blockade, die seitens Englands mit Vorliebe angewendet wird, gilt also nicht, darunter versteht man die Erklärung, daß eine Küste blockiert werde, ohne daß der betreffende Staat die Möglichkeit hat, seine Erklärung zu verwirklichen. Ferner ist notwendig, daß vor tatsächlichem Beginn der Blockade eine Mitteilung an die neutralen Mächte erfolgt. Die Blockade hat die Wirkung, daß jedes Schiff, das bei der Durchbrechung des Schiffsgürtels festgenommen wird, gleichviel wem es gehört, mit Beschlag belegt und als gute Beute zugunsten des blockierenden Staates erklärt werden kann. Ist ihm die Durchbrechung gelungen, so darf es auf der Fortsetzung der Fahrt nicht mehr weggenommen werden. Eingehende Vorschriften enthalten die Haager Abmachungen bezüglich der Kriegsgefangenen: nach heutigem Recht ist die Kriegsgefangenschaft lediglich eine Sicherungsmaßnahme. Die Kriegsgefangenen können in bestimmten Orten, Lagern usw. untergebracht werden, ihre Einschließung ist für die Regel nicht statthaft; nur in Fällen, in denen diese Sicherungsmaßnahme unerläßlich erscheint, darf sie angeordnet werden. Mit Ausnahme der Offiziere und der ihnen im Rang gleichstehenden Personen kann der Staat die Kriegsgefangenen zu Arbeiten verwenden, jedoch nicht zu Arbeiten, die mit dem Krieg in Beziehung stehen. Arbeiten für den Staat sind zu bezahlen, der Ertrag wird zur Besserung der Lage der Gefangenen verwendet, für deren Unterhalt im übrigen der Staat zu sorgen hat, in dessen Gewalt sie sich befinden. Gefangene Offiziere bekommen die gleiche Besoldung wie die eigenen Offiziere, die feindliche Regierung hat diese Auslagen späterhin zurückzuerstatten.

Vergeltungsmaßregeln sind wie im Frieden so auch im Krieg statthaft und es liegt in der Natur der Sache, daß sie im Kriege oft vorkommen. Wenn der feindliche Staat, wenn er Deutsche als Geisel festhält, das Eigentum Deutscher einzieht, so ist es selbstverständlich, daß dies von deutscher Seite durch entsprechende Vergeltungsmaßnahmen erwidert werden muß; der Charakter des Kriegs kann dadurch ein anderer werden, aber die Verantwortung fällt auf den Staat zurück, der Deutschland hierzu zwingt. Deutschland hat von jeher bezüglich der Beachtung des Völkerrechts im Kriege auch nicht die schärfste Kritik zu fürchten gehabt, ausländische Kriegsgefangene und Staatsangehörige wurden stets bei uns mit größter Menschlichkeit und Milde behandelt, was sich bedauerlicherweise von unseren Gegnern nicht behaupten läßt.



Kriegsweihnachten.

Novelle von Heloise v. Beaulieu.

1. Der verlorene Sohn.

Eine Frau steht am Fenster und starrt in den dämmerigen Winternachmittag hinein. Drüben der Krämer hat eine Weihnachtsdekoration gemacht, Kerzen und Fähnchen auf einer Seifenpyramide, auf der Spitze das Bild des Kaisers. Die Frau lächelt trübe. Sie denkt vergangener Zeiten, da ein kleiner Bube hier neben ihr hinüberspäht, ob der Krämer schon „Bescherung“ hatte, denn das war das Zeichen, daß auch bei ihnen die Lichter angezündet wurden.

Das war lange her. Und seit Jahren wurde bei ihnen überhaupt nicht mehr Weihnachten gefeiert, seit — seit das Schlimme passiert, seit von dem Sohn nur in gedrücktem, scheuem Tone gesprochen wurde. Ja, der Vater erwähnte ihn überhaupt nicht mehr. Gott sei Dank war das seit dem Kriege etwas anders geworden, seit der Junge mit abenteuerlichen Lüsten von Südamerika herübergekommen war, um sich als Kriegsfreiwilliger zu stellen. „Ganz verlumpt ist er also doch nicht,“ hatte der Vater bemerkt; aber sie hatte aus der kargen Anerkennung doch die tiefe Genugtuung herausgefühlt.

Es zerschnitt der Frau die Seele, wenn der Mann hart von dem Sohne sprach, aber sie konnte ihm doch nicht böse sein, denn er jammerte sie zu sehr, der arme alte Mann. Sie wußte ja, daß jedes Wort gegen den „entarteten“ Sohn ein Stich in die eigene Seele war. Er litt noch mehr als sie; denn sie ließ sich doch bei allem Schmerz die Liebe zu dem Sohne nicht verkümmern; und hätte er sich auch viel Schlimmeres zuschulden kommen lassen — schließlich war's doch nur Leichtsinn, nicht Schlechtigkeit! —, er bliebe doch immer ihr Junge, leidvolles Glück, tiefster Inhalt ihres Lebens. Der Vater aber war in seiner Mannesehre getroffen; er, der immer Ehre und Pflicht zur Richtschnur seines Lebens gemacht, verzieh dem Sohne die Verfehlung nicht, eben weil es das eigene Fleisch und Blut war. Und seit der Sohn ihm „Schande“ gemacht, meinte er auch, die Vaterliebe aus seinem Herzen reißen zu müssen . . .



Kriegsweihnachten 1914. Für Reclams Universum gezeichnet von Arno Grimm.

Da kam er die Straße herauf. Gott, wie alt war er geworden in diesen Jahren! Zwar ging er sehr aufrecht, aber es war etwas Gewaltsames darin. Es tut nicht gut, wenn ein Mann so lange mit Heiraten wartet, dann hat er nicht mehr Kraft genug, den Kummer zu ertragen, den die Kinder machen. Und vielleicht ist die Gefühlskluft dann auch zu groß zwischen ihm und dem Jungen . . .

Nun kam er die Treppe herauf mit seinem steifen, stampfenden Schritt. An der Tür zögerte er. Er sah heimlich im Briefkasten nach, ob nicht ein Gruß drin sei vom „Taugenichts“. Denn, ob er auch gleichgültig tat, er stürzte sich auf die Feldpostkarten mit derselben zitternden Erwartung wie sie.

Ach ja, warum hatte nicht heute ein Gruß von dem Jungen kommen können! Es wäre eine Weihnachtsfreude gewesen — ach, sie wollte

gar keine andere, und es gab auch keine. Nur ein kleines Lebenszeichen, wenn diese Lebenszeichen auch schon immer mindestens acht Tage alt waren, und wieviel kann sich in acht Tagen ereignen! Das Herz der Frau krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an die furchtbaren Möglichkeiten.

Wenn er nur lebte, ihr Junge, wenn er nur lebte! Ihr Mann hatte gesagt — damals zu Anfang des Krieges —: „Und wenn er nun fällt im Kampfe fürs Vaterland, so hat er seine Ehre doch wiederhergestellt, so haben wir ihn doch wieder.“ Aber ihr Mutterherz schrie empört auf wider diese Manneshärte. Nein, leben sollte ihr Junge — sei's auch irgendwo weit draußen in der Welt, und sollte sie ihn auch niemals wiedersehen —, er sollte leben! Wenn sie nur wußte, daß diese übermütigen Augen, diese klingende Stimme, diese glückliche Gestalt irgendwo in der Welt noch waren, wenn sie nur an einen Lebenden denken konnte!

Einen heimlichen Wunsch hatte sie gehegt, einen so unerlaubten, beinahe verbrecherischen, daß sie in ihres Mannes Gegenwart ein schlechtes Gewissen hatte, ihn nur gedacht zu haben; das war: der Junge möchte als Leichtverwundeter zurückkommen, und sie könnte ihn pflegen, ihn eine Zeitlang haben, ihn hätscheln und liebhaben ohne Scheu, denn gegen den Kriegsverwundeten würde auch der Vater nichts zu sagen finden . . .

Aber es war nicht . . . Und nicht einmal ein Brief, kein Gruß . . .

Da kam ihr Mann herein. Sie nahm sich gewaltsam zusammen. Er brachte wie gewöhnlich die letzten Depeschen mit, erzählte irgend etwas, was die Herren im Klub gesagt hätten. Vom Sohne wurde nicht gesprochen.

Ganz heimlich ging die Frau einen Augenblick in das Gastzimmerchen hinein, wo sie das Bild des Sohnes unter einem Tannenzweiglein aufgestellt hatte — öffentlich im Wohnzimmer wagte sie's nicht zu tun. Und bei diesem heimlichen Tun wurde ihr mit einem Male die Härte und die Schmach ihres Schicksals bewußt, und sie überließ sich ein paar Minuten einem leidenschaftlichen Schmerz.

Aber kurz darauf saß sie freundlich und beherrscht mit ihrem Mann bei dem warmen Abendbrot, das es „des Mädchens wegen“, wie sie entschuldigend sagte, gab. Man trank eine Flasche Wein, und der Major stieß mit seiner Frau an, erst auf den Kaiser und dann auf „Unsere Soldaten!“ Er sah sie dabei freundlich an, und sie lächelte dankbar zurück. Ihr Junge war doch auch Soldat!

Da klingelte es, heftig, herrisch. Die Frau erhob sich, totenbleich. Der Mann machte ein steinernes Gesicht, aber seine Hand vermochte nicht das Glas auf die Tischplatte zurückzusetzen. Und noch einmal klingelte es, wie in höchster Ungeduld.

Die Frau stürzte hinaus. Einen Augenblick stockte sie und preßte beide Hände in Todesangst gegen die Brust, dann riß sie mit dem Mute der Verzweiflung die Tür auf. Eine Depesche! Sie hatte es ja gewußt.

„Es ist nichts Schlimmes,“ sagte der Bote, mitleidig in das angstverzerrte Gesicht der Frau sehend, „Eisernes Kreuz!“

Sie schloß die Tür. Sie taumelte. Und noch einmal preßte sie die Hände vor die Brust, in ekstatisch inbrünstigem Dank. Er lebte!

Dann flog sie hinein zu dem alten Mann, der immer noch sein Glas umklammert hielt und stier vor Angst ihr entgegensah. Und er, der gesagt hatte, „besser er wäre tot!“, bemühte sich vergebens, mit seinen zitternden Lippen die Frage zu formen: Lebt er noch?

„Er lebt!“ jauchzte sie. „Er hat das Eiserne Kreuz!“

Der Major nahm die Depesche und sah hinein. Er schüttelte den Kopf und sagte hilflos: „Lies du!“ Er, der sonst immer alles „machte“!

Und sie las mit klingender Stimme, die nur manchmal ein bißchen umkippte:

„Hochverehrter Herr Major!

Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihrem Sohne für hervorragende Bravourtat das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen worden ist unter gleichzeitiger Beförderung zum Leutnant.

Ihr ganz ergebenster

X., Oberst und Regimentskommandeur.“

Sie ließ das Blatt sinken. Da saß der alte Mann, dem kein Kummer eine Träne zu entlocken vermocht hatte, und schluchzte wie ein Kind.

„Na,“ polterte er schließlich, noch immer schluchzend, „du, du sagst ja gar nichts! So was — so was — passiert doch nicht alle Tage, daß — daß ein junger Mensch das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommt. Ich, ich habe es nur zur zweiten Klasse gebracht, aber die Söhne wollen ja immer was mehr werden als die Väter.“

„Ich,“ sagte sie glückselig verklärt, „ich habe es ja immer gewußt!“

„Du hast —“ er prustete los. „Ja, die Weiber! Die haben alles vorher gewußt! Aber nun komm — wir wollen das letzte Glas aus der Flasche trinken auf — den Herrn Leutnant!“ . . .

2. . . . und wehret ihnen nicht!

Papa war im Felde, und auch zu Weihnachten konnte er nicht nach Hause kommen, so sehr der kleine Junge sich's auch gewünscht hatte. Aber er hatte schließlich doch eingesehen, daß Papa nicht kommen konnte, weil er noch so furchtbar viel zu tun hatte, um Paris und London einzunehmen. Aber es war doch ein schönes Weihnachtsfest gewesen. Denn Bubi hatte einer Christbescherung für Soldatenkinder beiwohnen dürfen, zu der er selbst alle seine Spielsachen vom vorigen Jahre beigesteuert hatte, und hatte dabei mitgesungen „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. Und heute, am heiligen Abend, war er zum erstenmal in seinem Leben in der Kirche gewesen und hatte alle Gesänge tapfer mitgesungen, obwohl er die Worte nicht kannte noch verstand. Und dann hatte die Mama ihm eine schöne Bescherung aufgebaut; eigentlich hatte sie sich vorgenommen, diesen Weihnachten alles für die Armen zu geben und Bubi nur die Bleistifte und das Federmesser zu schenken, das er sich wünschte, aber schließlich war es doch die glänzendste Bescherung geworden, die er je gehabt. Denn allen den Herrlichkeiten in den Läden war nicht zu widerstehen gewesen, und nach und nach hatte sie alles Schöne zusammengekauft für ihren kleinen Jungen: Schaukelpferd, Uniform, Bleisoldaten, eine kleine Feldküche, Festungen und Belagerungsgeschütze, Feldautomobile, einen Lazarettzug — und abends, wenn Bubi zu Bett war, hatte sie selbst etwas mit diesen Sachen gespielt, die so wunderhübsch natürlich waren. Das Kind hatte alles mit großen Augen angestaunt, aber das Schönste war doch der Feldpostbrief von Papa, den dieser ganz allein für seinen kleinen Jungen geschrieben hatte. Nachdem Mama ihn dreimal vorgelesen hatte, wußte Bubi ihn auswendig und las ihn für sich selbst — und er wußte wohl, wo das einzelne stand, denn er war Mamas Blicken im Lesen genau gefolgt. Als Bubi endlich zu Bett mußte, nahm er den Brief mit und hielt ihn sogar zwischen den gefalteten Händen, als er sein Abendgebet sprechen sollte.

„Wenn du sehr müde bist, machst du es heute etwas kürzer,“ sagte Mama, ihm die Locken streichelnd. „Der

liebe Gott sieht es dir schon nach, weil heute Weihnachten ist und du so viel erlebt hast, was müde macht."

„Ich bin nicht müde," sagte er mit großen Augen. „Ich muß so furchtbar viel denken."

„Was mußt du denn denken, Männe?"

„Was der Pastor gesagt hat!" Er seufzte tief auf.

Ach du großer Gott! dachte sie, was wird jetzt alles kommen! „Beten wir, Männe!" mahnte sie.

„Ja. — Lieber Gott, ich bitte dich, beschütze doch meinen lieben Papa und laß ihn gesund wiederkommen. Und — laß ihn nicht zu traurig sein heute abend, weil er nicht bei uns sein kann."

Die letzte Bitte war eine weihnachtliche Improvisation. Frau Ilse wischte sich die Augen. Ach ja, es war hart, so am Weihnachtsabend!

„Und beschütze auch Onkel Edi und Onkel Fritz und laß sie gesund wiederkommen. Und beschütze auch Hermann" — das war der Bursche — „und Herrn Maibusch" — das war der Hauswirt, der auch im Felde stand.

„Soll ich heute auch für die anderen Verwandten beten?" fragte er, „oder hat der liebe Gott jetzt keine Zeit für Zivilisten?"

„Schäfchen, der liebe Gott hat Zeit für alle. Aber die zu Hause haben's nicht so nötig, deshalb beten wir mehr für die draußen."

„Wenn du noch etwas Zeit haben solltest, so schütze doch bitte auch die anderen Verwandten," betete er, „besonders Großmama und Tante Emmi. Und hilf doch auch den armen Leuten."

„Insonderheit den Frauen und Kindern von Männern, die im Felde stehen," half sie mit leiser Belehrung aus. Uferlose Menschenliebe schien ihr unangebracht in dieser Zeit.

„Im Sonderheim die Frauen und Kinder von Männern, die im Felde stehen," sprach er nach. — „Mama," sagte er plötzlich lebhaft, „ist der liebe Gott nur ein Gott für Deutschland oder auch für andere Länder?"

Nach einem kleinen Gewissenskampf gestand sie widerwillig: „Auch für andere Länder."

„Für die ganze Christenheit, nicht wahr?"

„Ja, ja, für die ganze Christenheit," sagte sie schnell. „Nun schlaf' ein."

Aber er verfolgte seinen Gedankengang unerbittlich weiter. „Sind die Franzosen auch Christen?"

„Ja, mein Kind."

„Dann, lieber Gott, bitte beschütze du auch die Väter und Onkel von den französischen Kindern und laß sie gesund nach Hause kommen, besonders den Vater von dem kleinen Edmond, von dem Papa neulich schrieb."

Frau Ilse wurde es schwül. Ging denn das an? War das nicht Hochverrat, im Hause eines preußischen Offiziers für die Feinde zu beten?

Aber Bubi ging schon weiter. „Glauben die Engländer auch an Gott?"

„J—a . . . Aber —"

„Lieber Gott, dann beschütze auch bitte die Väter und Onkel von den englischen Kindern, besonders von John und Edith, mit denen ich in Baden-Baden so schön gespielt habe. — Mama, was haben wir noch für Feinde?"

„Ich muß mal nachzählen . . . Russen — Japaner —"

„Die Russen glauben aber wohl nicht an Gott und an Jesus?"

„D—och . . ."

„Lieber Gott, dann beschütze du doch auch die Väter von den armen russischen Kindern und laß ihnen nicht die Hände und Füße abfrieren in ihrem kalten Winter. Und die Japaner —"

„Aber die Japaner glauben nicht an unseren Gott!" rief sie triumphierend. Das fehlte auch noch, daß Bubi für die gelben Scheusäler betete!

„Aber vielleicht hat ihnen niemand von Gott und von Jesus erzählt," meinte er, „dann können sie doch nicht dafür. „Ich will doch lieber auch für sie beten, der liebe Gott kann dann ja immer noch machen, was er will."

Und so mußte Frau Ilse, diese tadellose Patriotin, auch noch ein Gebet für die Japaner über sich ergehen lassen.

Das Kind wurde jetzt doch schläfrig.

„Nächstes Mal mache ich es nicht so ausführlich," murmelte er, „dann bete ich für die ganzen Erdteile zusammen."

„Aber Bubi," sagte sie entsetzt, „wie kommst du denn nur dazu, für alle diese Völker zu beten, das sind doch unsere Feinde?"

„Ja, aber der Pastor hat gesagt, Christus hat gesagt: Liebet eure Feinde! Und noch etwas muß ich den lieben Gott bitten: Lieber Gott, laß doch meinen Papa bitte bald zurückkommen und mache Frieden auf Erden!" . . .

Da sank Frau Ilse schluchzend an dem Bettchen nieder und küßte die Hand des eingeschlafenen Kindes.

Ich lausche . . .

Geschloßnen Aug's, um Hunderte von Meilen
Getrennt vom Gräßlichen, lieg' ich zu lauschen.
Die Nacht ist tief, die welken Wipfel rauschen,
Und späte Schritte übers Pflaster eilen.

Die Ohren stopf' ich zu! Nur nicht vernehmen
Das sanfte Ticken klein gemeßner Zeit,
Der enge Alltag wurde Trug und Schemen,
Und Unerhörtes nur hat Wirklichkeit.

Ins Ferne muß ich lauschen, wo Drommeten
Des Jüngsten Tags zum Weltgerichte rufen,
Und sich um blutbespritzte Altarstufen
Verröchelnd mischt ein Fluchen und ein Beten.

Die nackte Erde soll mein Ohr berühren,
Daß es vom ungeheuren Weltenkrampf
Mag letzten Widerhalls Gedröhn erspüren:
Schlachtdonner, Schwerterklirren, Hufgestampf . . .

Wozu sonst atmen? schlafen? essen? sorgen,
Daß Tag und Nacht im alten Maß verstreichen,
Indes, aufdämmernd über Schutt und Leichen,
Sich uns verheißt ein nie erschauter Morgen?

Ich will die Gnade heiß und bang durchleben:
Die furchtbar-heil'ge Gegenwart ist mein —
Und jedem Leid mich in dem Stolz ergeben:
Ich darf ein Kind der größten Zeiten sein!

Anna Behnisch-Kappstein.



Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

IX. Das dalmatinische Geheimnis.

Es ist der Winkel Österreichs, den wir am wenigsten kennen. Steinerne Gorgonenhäupter, tausend Meter aufgetürmt über grünem Wogengischt; weiße Märchenstädte in Felsschluchten, Lorbeerinseln, der Feigenbaum, Menschen in Operntrachten, und mitten in dieser verwunschensten aller Welten ein grüner österreichischer Finanzer, dem stürmisch unser schwarzgelbes Herz entgegenklopft, wenn er unsere Nachthemden auf geschmuggelte italienische Regiezigarren hin untersucht.

Dalmatien. In Friedenszeiten fremd, schön, viel zu wenig bekannt — eines von den Geheimnissen Österreichs, wie wir ja auch Galizien nicht kennen, Ungarn kaum, vom bukowinischen Buchenland fast keine Ahnung haben. Nur schließlich, nach Ungarn, Galizien und in die Bukowina fährt man mit der Eisenbahn; es ist also nicht ausgeschlossen, daß uns eine Reiselaune irgend einmal dorthin verführt. Aber Dalmatien ist ein Europa ohne Schlafwagenverbindung und so rührend entblößt von jeglichem verruchten Komfort der Neuzeit, daß die Lustreise jedem, der nur einigermaßen Talent hat, zum Abenteuer wird.

Und nun der Krieg. Seltsam. Wir lesen von den deutschen Soldaten im Argonner Wald, in den Vogesen, in Belgien, vor Calais; von Hindenburg erzählt man uns und der Räumung Lembergs, dem Entsatz Przemysls. Aber es vergehen Wochen und wir werden kaum daran erinnert, daß der Krieg auch in der Adria, in Dalmatien ist. Freilich, was sollen die Engländer und Franzosen an diesen von der Natur selbst bewehrten Küsten! Kahl und rauh ragt das Felsengebirge. Ins Wirrsal der mit Minen verlegten Buchten und Kanäle steuert man keinen Panzer, lieber liegt man hübsch draußen auf hoher See, beschießt ebenso andauernd als erfolglos ein armseliges Eiland im Wogengebraus, erschreckt arme Leuchtturmwärter und dampft nach solchen Heldentaten mehr oder wenig befriedigt wieder ab. Auch Beute hat der Feind schon gemacht. Ein offizieller Bericht zählte sie auf. Eine der allerärmsten Wächterfamilien, die auf ihrer dalmatinischen Klippe weltverloren und einsam hausen, wurde geplündert. Man nahm ihnen ihre zwei Hennen, ihre Wäsche und sage und schreibe den Kanarienvogel ... Nicht zu vergessen übrigens: ehe die Mannschaft des französischen Panzers die Insel verließ, machte sie die vorhandenen Wasservorräte unbrauchbar.

Ein andermal ist nach tapferer und verzweifelter Gegenwehr der kleine österreichische Kreuzer „Zenta“ in den Grund geschossen worden. Und es kam einer der wunderschönen blauen Herbsttage, an denen Dalmatien so reich ist. Da horchten die Leute von Cattaro beunruhigt auf. Die französische — oder war es die englische — Schlachtflotte feuerte ihre Breitseiten in die Bocche. Aber die kostbaren Geschosse fielen ins Wasser; ferner demolierten sie die Außenmauer eines veralteten Forts, und später ging die Sage, der „Jean Barth“ hätte sich mit Unterseebooten herumgeschlagen und eines davon in den Grund gebohrt. Nur waren es leider keine österreichischen Unterseeboote, sondern friedliche Delphine, die sich nichtsahnend sonnten. Ihre glänzendschwarzen, behaglich durch die Flut schwänzenden Fischleiber jagten Albions und Frankreichs vereinigte Armada ein bißchen vorschnell ins Bockshorn.



An der Küste Dalmatiens.

Das dalmatinische Geheimnis beginnt von Rechts wegen eigentlich schon in Triest. Vergeblich fragt man sich und andere Leute an den vereinsamten Molis: „Wo, wo ist der Krieg?“ Wohlig hingelagert liegt die große Stadt in der Sonne, und noch immer ist es ungeschriebenes Gesetz der Triestiner, am Sonntagnachmittag im überfüllten Tram hinauf nach Opcina zu fahren. Ich fahre mit, mit kleinen Bureaujünglingen, die modisch umgekrempelte Hosen und zu



Die malerische Küste Dalmatiens bei Ragusa.

amerikanischen Schuhen im November prachtvolle, veilchenblaue Socken tragen. Kleine Maschinenschreiberinnen mit ihnen, zuweilen ein Soldat, der den Arm in der Binde trägt, oder ein rotbackiger Pfadfinder mit der Armschleife vom Roten Kreuz. Oben beim Obelisken schwärmt die schwatzende Menge aus, helle Kleider glitzern durch den Föhrenwald, beglückend weit ausgespannt leuchtet die unsägliche Bläue des Meeres zur abendsonnigen Höhe herauf. Wolken wie Rosenblätter schwimmen sanftgeschwellt durch den Himmel, wie ein Schwan ruht weiß und schlank der Turm von Miramare über den Wassern, und Herrschaften mit umgekrempelten Hosen trinken mit ihrem reizenden Anhang in einer rauchigen Wirtsstube einen mittelmäßigen Kaffee. Guglhupf dazu, als Kriegsgebäck!

Der Krieg? Jemand weist, stumm, nach einer rauchverhüllten, tief eingeschnittenen Triestiner Bucht. Dort, erinnern wir uns, sind die großen Werften, ist das Stabilimento tecnico, und dort sahen wir vor vier, drei und zwei Jahren die Riesenrümpfe unserer Panzerschiffe vom Stapel gehen. Täglich, nächtlich dampft es dort aus hundert Schloten, auch am Sonntag zieht der gelbe schwere Qualm zum blauen Meer hinaus.

Es ist eine der Werkstätten des Krieges.

Aber es gehört zum dalmatinischen Geheimnis, daß man dem unnützen Laien, der neugierig dort die Nase bei der Tür hineinstecken möchte — diese Tür vor der Nase zuschlägt. In großen Lettern, auf unzähligen Tafeln steht dort unten zu lesen: Den Nichtbeschäftigten ist der Eintritt strengstens verboten!

Aber der gelbe Rauch, der tagsüber und in den Nächten, Sonntags wie an den sechs Tagen der Woche beizend über der schönen Stadt Triest liegt — auf unsere Frage nach dem Krieg geben diese qualmenden Essen und Schornsteine eine Antwort, die jeder versteht.

Idylle im Krieg — vorläufig heißt du noch immer Dalmatien.

Südwärts gegen Sebenico; allerdings nicht im komfortablen Gesellschaftsdampfer, die liegen wohlvertaut in einem Hafen. Aber auch von dem mit Kriegsfracht hochgepackten Lastschiff sieht man nicht weniger entzückt zum schönsten und geheimnisreichsten aller österreichischen Erdenfleckchen hinüber.

Der Nachtsturm hat sich schlafen gelegt. Eine frische Herbstbrise pflügt die See zu weißbewimpelten Schaumkrönchen auf. Ein Heer flügelblitzender Möwen schlendert sich mit kleinen, glasgellenden, zornigen Schreien durch die Morgenluft.

Wettergegerbte Dalmatiner stapeln Benzin- und Ölfässer auf, kroatische Rekruten mit Sträußen auf den Hüten jauchzen, und der Hall ihrer Lieder trifft den einsamen Weinbauer, der zwischen Klippen die Rebstöcke seines Gärtchens zusammenbindet. Dahinter wälzt sich, starrend aus leeren Felshöhlen, der Berg empor, an dem die feindlichen 30-cm-Geschütze vergeblich ihren Zorn verfeuern würden. Umstarrt von Karstschutt, tun sich seligblaue Buchten auf, und die Wipfel der schwarzen Zypressen wehen im Seewind. Rote Dörfer huscheln sich zuweilen in den Fels, Kampanile winken, wie Finger betender Hände dem rußspuckenden Lastdampfer nach, und über dem Föhrengestrüpp des Karstrückens steigen schimmernd, wie von innen durchglüht, schneeweiße Wolkenburgen

heraus. Hochsommer über den Wassern — zu Anfang des November!

Und weiß, wie ein vom Himmel gefallener Traum, brennt eine Stadt aus Marmorquadern in der dalmatinischen Sonne. Es ist Sebenico. Mit seinem ureinsamen Domplatz, auf dem die Schritte erschreckend hallen. Mit dem Wiener Kellner vor der Osteria, die keine fremden Reisenden, nur dann und wann einen lärmenden, lustigen Trupp feldgrauer Soldaten sieht. Nichts hat sich in dem unsäglich verschollenen Nest geändert, die rostige Uhrglocke schlägt die ohne Ereignis vorüberrinnenden Stunden, ein altes Mütterchen verkauft Äpfel, der noch ältere Pfarrer zeigt die Schätze seiner Sakristei.

Abends singt in dem Städtchen das Glockenspiel seine uralte Weise, und Matrosen rennen zum Hafen hinunter. Taktmäßig fallen ihre Ruder ins Wasser, sie steuern dem grauen Eisenriesen zu, der sich draußen durch die Dunkelheit wiegt, und singen mit ihren frischen Stimmen das Lied vom linzerischen Buben. Juchezen und Glockenläuten, wo reimt sich dies besser zusammen als in Österreich? . . .

Noch südlicher. Spalato, kroatisch Split. Diokletian baute den Kaiserpalast, in dessen Trümmern diese merkwürdigste Stadt nistet. Da gibt es Akanthuskapitäle, die man aushöhlte und aus denen nun die Packesel saufen. Der geflügelte Löwe Venetiens breitet voll verschollenen Hochmuts seine Marmorschwingen, zu seinen Füßen schläft ein armes Pomeranzenweiblein. Auf den Steinfliesen eines Platzes, der Peristil heißt, sitzen drei rote, weiße und schwarze Bergbauern und spielen mit klappernden Beinplättchen, fluchen kroatisch, fuchteln mit Messern, die sie mit großen, tragischen Operngebärden aus einem Operngürtel reißen, und fallen sich in einem Arioso der wiederhergestellten Freundschaft zärtlich um den Hals. Ein riesengroßer blauer Matrose vom Kriegsschiff kommt, sagt „Servus miteinander“, und eingehängt läuft die ganze Gesellschaft zum Signore Poccherini auf einen dalmatinischen Roten.

Der Mond geht über den weißen Palastruinen Diokletians auf, Zypressenwipfel wehen wie schwarze Flöre über dem entlaubten Feigenbaum, und ein rotröckiger Mesner stiehlt sich aus dem Dunkel der Kathedralsäulen. Er zündet eine Laterne an, holt riesige, rostige Schlüssel, dienert um uns herum und fragt italienisch, ungarisch, kroatisch und „daitsch“, ob die geehrten Herrschaften nicht die Kirche sehen wollen. Krächzend geht die uralte Bronzepforte auf, kellerkalt schlägt uns die Luft des Kuppelraumes entgegen. Tausendjährige Säulen streben schlank zur Finsternis des Gewölbes, Weihrauch schleiert um das schwarze Chorgestühl, und der Gekreuzigte starrt leidvoll durch die Nacht, in der das Lichtchen unseres Mesners herumgeistert.

Draußen auf den Marmorstufen der Kirchentreppe liegt der blaue Mondschein. Zypressenwipfel rauschen, mit tiefem Orgelton schlägt die Uhr, und die Musik des Meeres ist tausendstimmig lebendig in der Stille der Nacht.

Der Mesner holt ein kroatisches Blättchen aus dem Rock. Es ist vier Tage alt, zerknittert und zerlesen. Der Mesner will wissen, was es Neues vom Krieg gibt. Krieg . . . fernes, böses Wort am Felseneiland von Dalmatien! Zuweilen trägt der Morgenwind ja wohl den Donner eines schweren Schiffsgeschützes in die Einsamkeit solch eines märchenverlorenen Städtchens. Dann laufen die kleinen, armen Bauern, die Händler, das Fräulein aus der Tabaktrafik, der Mesner, die Schulbuben an die Riva, starren hinaus, horchen, fuchteln aufgeregt mit den Händen und gehen wieder heim. An irgendeinem Abend schickt der Tender eines österreichischen Schiffes seine Matrosen an Land, die pflanzen breitspurig ihre Beine übers Pflaster, lachen, daß es schallt im dalmatinischen Städtchen, singen Lieder, schreiben Ansichtskarten, lassen ein paar Liter Wein auffahren — und rudern wieder fort, hinaus in die Nacht.

Ganz tief erst im österreichischen Süden begegnen wir dem Krieg.

Cattaro. Es ist die unösterreichischste Landschaft, die wir kennen. Eine Hölle von Felsen, darin die Boeche ihr viergeteiltes, dunkles Auge aufschlägt. Dräuend steigt der montenegrinische Lovtschen auf, zum nackten Stein gischtet die Flut, die Natur selbst verrammelte diesen einsamsten Erdenwinkel, und der Mensch hatte eigentlich nur noch ein wenig nachzuhelfen. Er half nach, jede Felsenklippe trägt ein Fort, überall zielen die aufgerissenen, eisengrauen „Mäuler von Cattaro“, und die von romantischem Efeu bekränzten Mauerreste unbekannter Vergangenheiten sind wie zertreten vom eisenklirrenden Schritt entschwundener, kriegerischer Zeiten. Immer schon war der Krieg hier daheim, nacheinander kämpften Venedig, Spanien, Türken und Malteser, zuletzt die Österreicher um diese karge Erde. Nun lauert wieder einmal, tückisch und feig, der Feind mit langen Hälsen draußen auf hoher See und in den Felsenkaminen des Lovtschen, und die grimmig verschanzte österreichische Fjordlandschaft wartet gutes Mutes, was künftige Tage bringen werden.

Drei oder vier große Tage hat Cattaro bereits überstanden. Zwischen dem 19. und 24. Oktober hagelte es außerordentlich ungemütlich von der See her, und der Lovtschen spendete dazu seine eisernen Schloßen. Selbstverständlich schwiegen sich auch die „Mäuler von Cattaro“ nicht aus, davon wissen vor allem die Franzosen bei den montenegrinischen Geschützstellungen zu erzählen. Cattaro selbst überstand den bösen Tanz ganz leidlich. Über zweitausend Geschosse flogen schon am ersten Tage des Bombardements über die Stadt. Davon explodierten in den Straßen an zwanzig, beim Spital und am bischöflichen Palast sieht man die Spuren davon. An ein paar Stellen gab es Löcher im Pflaster, anderntags wallfahrtete die Bürgerschaft hin, aber besondere Hochachtung vor der Treffsicherheit der auf dem Lovtschen eingetroffenen französischen Artilleristen bezeigte eigentlich niemand.

Noch viel weniger als der Stadt vermochte das zweiseitige Bombardement den Forts anzuhaben. Eines dieser in den Felsen gesprengten Wespennester, denen Montenegriner und Franzosen blutige Köpfe verdanken, bekam allein 650 Schüsse, 320 Treffer davon. Man begreift, daß den österreichischen Artilleristen an diesem Tage der Schädel ordentlich brummte. Ihr Feuer haben sie aber keinen Augenblick eingestellt, und nach zwei Tagen, als der Tanz zu Ende war, hörte man sie schon wieder ihre wilden und schwermutsvollen kroatischen Lieder singen. Seither wurde es kalt in den Bergen um Cattaro, in winterlichem Glanz funkeln die Sterne in den langen Nächten zu den schwarzen Buchten hinunter, weit ausrollend donnert die Flut, und die Geisterhände der Scheinwerfer tasten unermüdlich See und Gebirge ab.

Aber es rührt sich nicht eben viel. Die Franzosen am Lovtschen pflegen ihre montenegrinischen Frostbeulen, und die Flotte von la douce France spart mit den teuren Konfetti. Also bessert man zu Cattaro, die Langeweile zu vertreiben, ein paar zerschossene Dachrinnen aus und probiert am Feierabend den neuen dalmatinischen Roten vom Kriegsjahr Vierzehn.

Lambert.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Bismarck-Album des Kladderadatsch

Das schönste Weihnachtsgeschenk in der heutigen Zeit!

1849—1898. Mit 300 Zeichnungen von Wilhelm Scholz, G. Brandt, F. Jüttner, E. Retemeyer und 4 faksimilierten Briefen des Altreichskanzlers. 30. Auflage. Preis elegant kartoniert 3 Mark. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin SW. 68

Für den Feldzug

Wollene Socken	Handschuhe	Wollene Beinkleider
Kniewärmer	Pulswärmer	Ohrenwärmer
Leibbinden	Feldhalsbinden	Schlafsäcke
Brust- u. Rückenwärmer	Fußlappen	Gummi-Mäntel
Kopfhauben	Wollene Hemden	Schlafdecken

Als Spezialität empfehle **Kriegswesten** Marke „Hindenburg" aus feldgrauem Köperdrell, schon glänzend bewährt, wasserfest, das Stück Mk. 11.50, mit reinwollenem Futter Mk. 16.50

Man verlange Preisliste.

J. W. Sältzer, Hannover

Feldpostbriefe bis 50 Gramm frei, bis 250 Gramm 10 Pfg.



659

Den Raucher

stört oft das kratzende Gefühl, das nach dem Genusse von Zigarren sich einstellt und manchmal zu Katarrhen führt.

Wybert TABLETTEN

schützen davor wie kein anderes Mittel. Sie sind wohlschmeckend, durstlöschend und reinigen zugleich Mundhöhle und Atem.

Original-Schachtel in allen Apotheken und Drogerien Mk. 1.—. Die Firma Dr. H. & Dr. P. Geiger in St. Ludwig i. E. versendet gratis und portofrei eine reizende Bonbonnière von Alpaka-Silber gegen 20 Gutscheine aus Wybert-Schachteln.





Briefmarken echt und verschieden 1000 versch. 12.—, 100 Übersee 1.35, 40 deutsche Kol. 2.75, 200 engl. Kol. 4.50.

Albert Friedemann LEIPZIG, Härtelstr. 23—10.

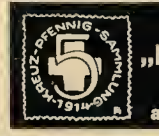
Zeitung und Liste gratis **Briefmarken-Katalog Europa** = 1 = Mark

Deutsche Kriegsmarken in Belgien verausgabt, 3, 5, 10, 25 C. 75 Pfg., gestempelt 1 Mark.

Oesterreichische Kriegsmarken 5, 10 Heller 25 Pfg., gestempelt 35 Pfg.

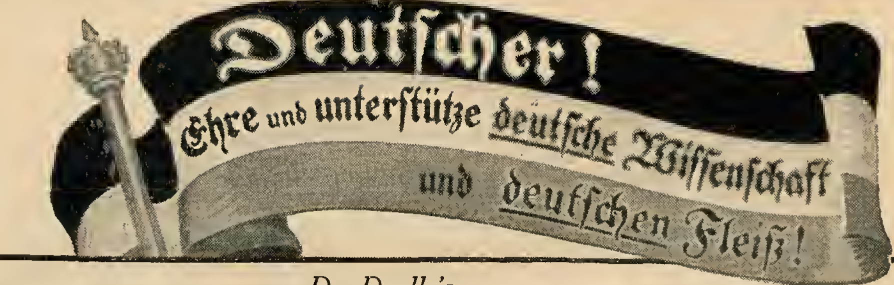


Gratis liefert Ihnen jede Buchhandlung den vollständigen Katalog der Universal - Bibliothek.



Verwendet „Kreuz-Pfennig" Marken auf Briefen, Karten usw.





Gebt Euren Mädeln und den Buben
Nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.
Wer nicht mag Abstinenzler sein,
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Naturreine Erzeugnisse höchster Vollkommenheit. — Preisliste portofrei.

Ferd. Poetko, Guben 34.

Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Dr. Dralle's

Birkenwasser	*Malattine*	*Menta-Mundwasser*
Zur Haar- und Kopfpflege	*Fettfreie Hautkrem*	*Balsamisch, antiseptisch*
Illusion im Leuchtturm	*Astra-Seife*	*Astra-Rasierseife*
Blütentropfen ohne Alkohol Vollkommene Naturtreue	*Ideale Schönheits- u. Familienseife*	*Das Beste in dieser Art*

Die Parfümerie **Georg Dralle,** *Hamburg*

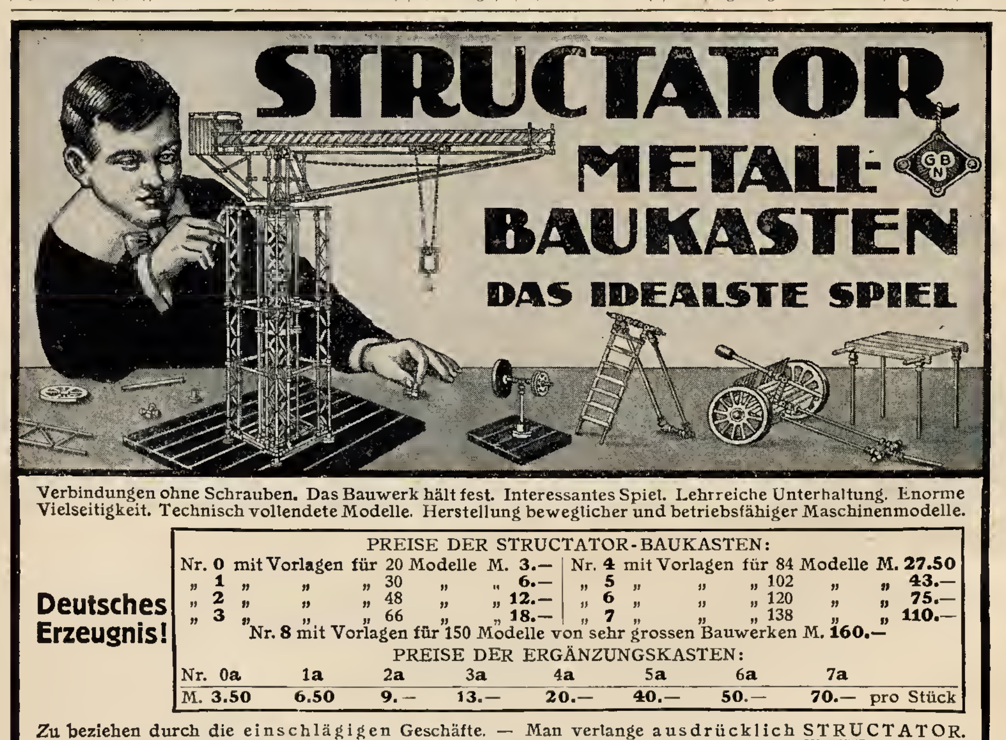
erhielt auf folgenden Weltausstellungen die höchste Auszeichnung, den St. Louis 1904, Mailand 1906, Brüssel 1910, Turin 1911, Dresden 1911. **„Großen Preis"**

Billige Musikalien für Kriegszeiten passend!

Verl. Sie Prospekt gratis u. frko. von Kunz's Verlag, Berlin NO 43.

Ist der Liebhaber eines guten Rotweines auf Frankreich angewiesen? „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden — Doch ihre Weine trinkt er gern.“ So sehr die erste Zeile dieses Dichterwortes uns aus der Seele gesprochen ist, so wenig haben wir heute Lust und Anlaß, uns zur zweiten zu bekennen. Zu Goethes Zeiten freilich und bis weit über die Jahre 1870/71 hinaus trank man vor allen „ihre Weine gern“, meist deshalb, weil man nichts anderes und nichts Besseres kannte und die eigene Rotweinerzeugung — wie es noch in unseren Tagen ist — unzulänglich war. Inzwischen haben sich mancherlei Wandlungen vollzogen und die südliche Sonne, die Frankreichs Hügel segnet, glüht heißer noch über ausgedehnte Rebgelände Griechenlands, wo der Wein von alters her geheiligt und gepflegt, ihm von der freigiebigen Natur der denkbar günstigste Boden beschert und zu den heimischen Rebsorten die blaue Burgundertraube gepflanzt und hochentwickelt ward. Deutsche haben nach deutschen Grundsätzen rechtschaffene Kelter- und Kellerwirtschaft eingeführt, und deutscher Tatkraft und Sorgfalt ist es zu danken, daß heute aus Griechenland neben dem zu altem Ruhm gebrachten Malvasier auch Rotweine zu uns kommen, die sich den gefeiertsten Gewächsen Frankreichs ebenbürtig an die Seite stellen, ja gleichpreisige Bordeaux und Burgunder an Güte, Gehalt und Süffigkeit überragen. Dabei sind selbst die teuersten dieser griechischen Rotweine billig zu nennen im Vergleich mit den meisten französischen Weinen gesuchten Namens. Das bekannte deutsche Haupteinfuhrhaus für die edeln Weine Griechenlands, Friedr. Carl Ott in Würzburg, versendet Preisbuch kostenfrei.

Lauchstädter Brunnen für die Verwundeten. Der Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thür. hat für verwundete Krieger 10 Eisenbahn-Doppelwaggons des bekannten Lauchstädter Mineralbrunnens gespendet. Sowohl die Lazarette im Innern Deutschlands, als auch die deutschen Lazarette in Feindesland haben von dieser Spende bereits ausgiebigen Gebrauch gemacht.



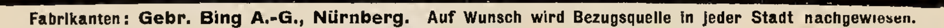
PREISE DER STRUCTATOR-BAUKASTEN:

Nr.	Vorlagen für	Preis	Nr.	Vorlagen für	Preis
Nr. 0	mit Vorlagen für 20 Modelle	M. 3.—	Nr. 4	mit Vorlagen für 84 Modelle	M. 27.50
„ 1	„ „ „ 30 „	„ 6.—	„ 5	„ „ „ 102 „	„ 43.—
„ 2	„ „ „ 48 „	„ 12.—	„ 6	„ „ „ 120 „	„ 75.—
„ 3	„ „ „ 66 „	„ 18.—	„ 7	„ „ „ 138 „	„ 110.—

Nr. 8 mit Vorlagen für 150 Modelle von sehr grossen Bauwerken M. 160.—

PREISE DER ERGÄNZUNGSKASTEN:

Nr. 0a	1a	2a	3a	4a	5a	6a	7a	
M. 3.50	6.50	9.—	13.—	20.—	40.—	50.—	70.—	pro Stück









Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum“ zu beziehen.





Teeteuerung durch den Krieg? — Nein! Wie die Zufuhr so mancher den Verbrauchern ganz unentbehrlich gewordener Nahrungs- und Genußmittel hat auch die Zufuhr von Tee gelitten. Bekanntlich wirkt nun aber gerade bei unseren tapferen Brüdern im Felde ein guter Tee außerordentlich durchwärmend und belebend und wird deshalb besonders hochgeschätzt und dringend begehrt. Dieser Riesenbedarf zeitigte begreiflicherweise eine neue Knappheit auf dem Teemarkte, und die Folge war eine allgemeine Preissteigerung. — Durch kluge Dispositionen schon lange vor Ausbruch des Weltkrieges war es aber der bekannten Teeimportfirma R. Seelig & Hille, Dresden, gelungen, ihre Läger mit großen Vorräten zu versorgen und sich unter bedeutenden Opfern noch weitere Mengen zu sichern, so daß sie jetzt und voraussichtlich auch noch in der Folge in der Lage ist, ihre rühmlichst bekannten Teemischungen „Marke Teekanne" ohne Verminderung der Güte zu verkaufen. Sie verzichtet als ehrliche deutsche Firma auf einen Preisaufschlag, zu dem sie wohl berechtigt wäre, denn wenn sie zunächst auch noch von ihren früheren Lagervorräten nehmen kann, sind ihre Neueinkäufe erheblich teurer geworden und auch ihre allgemeinen Unkosten in jetziger Zeit begreiflicherweise außerordentlich gestiegen. Jeder Teekenner wird ihr diese Handlungsweise gewiß danken und gern bei jeder Gelegenheit kundgeben: „Marke Teekanne" — nicht teurer!

Deutsche Möbel. Welchen Sinn hat dieses Wort? Ehrlichkeit in der Form! Vermeidung blinder Teile! Eine Tür ist wie eine Tür gebildet, sie hat nicht Phantasieform! Die Schönheit der deutschen Möbel liegt nicht sowohl in aufdringlichen billigen Schnitzereien als darin, daß die Nützlichkeit und die Zweckmäßigkeit zur größtmöglichen Schönheit gesteigert sind, also bei bester Gebrauchsfähigkeit alle Formenverhältnisse auf das feinste abgestimmt sind. Die schmückenden Beigaben sind maßvoll und den feinen Formen sorgfältig und organmäßig angepaßt. Die Arbeit ist trefflich und das verwendete Material gut. So beschaffene Möbel und ganze Zimmer sind in Berlin, Tauenbienstraße 10, ausgestellt, ebenso Molkenmarkt 6, und ladet zur freien Besichtigung höflichst ein W. Dittmar, Möbelfabrik. Drucksachen, Abbildungen sind auf Wunsch und kostenfrei zu Diensten.

Das als Warenzeichen gesetzlich geschützte **„Tutwohl"** extrastarker Karmelitergeist (vorzüglich wirkendes Massagemittel) 12 Fl. Mk. 3.—, bei 24 Fl. Mk. 6.— kostenfrei = liefern nur die **Tutwohl-Werke, Halle a. Saale.** =

Phönix-Nähmaschinen

Anerkannt hervorragende Präzisionsarbeit

Bielefelder Nähmaschinen-Fabrik Baer & Rempel

gegr. 1865. Vertreter in allen Städten.



Der Winter

mit seiner unfreundlichen Witterung verursacht oft Erkältung und Schnupfen. „Sozojodol"-Schnupfen-Pulver hilft in überraschend kurzer Zeit. Es schafft fast sofort Luft und Linderung.

Preis: 50 und 35 Pfg. in allen Apotheken. Nur echt mit Aufdruck H. Trommsdorff, chem. Fabrik, Aachen.

Zusammensetzung: „Sozojodol"-Zincum 3,5 T., Menthol und Milchzucker.



Lausitzer Hausleinen

eignet sich am besten zu einem praktischen Weihanchtsgeschenk! Wäsche aus diesem Hausleinen hergestellt, ist unübertrefflich in Haltbarkeit und hat sich bisher auf das Beste in allen Haushaltungen, sowie auch zur Anfertigung von Kranken-, Leib- und Bettwäsche bewährt.

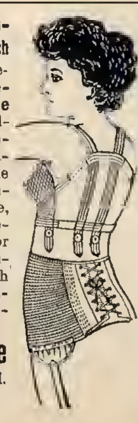
Verlangen Sie sofort Muster und Preise von der

Handweber-Genossenschaft E. G. m. b. H., Linderode N.-L. 10.

Diese empfiehlt auch ihr großes Lager in Baumwollstoffen, Züchen, Inletts, Handtücher, Tischtücher, Schürzen, Taschentücher, Oberhemden, Beinkleider usw. **Flanell, Trikot und Wollausrüstungsstücke für die im Felde stehenden Krieger.**



Elastisch. Gummi-Krepp-Leibbinde nach **Dr. Kaiser** ist sowohl jeder Frau als auch **unseren Kriegern im Felde** von höchstem gesundheitlichen Wert. Gewährleistet selbsttätiges Passen, wohltuende Unterstützung des Leibes und seiner Organe, Behebung von Beschwerden, Schutz vor Erkältungen. Verlangen Sie Prospekt auch über **Dr. Kaisers Büstenhalter** vom alleinigen Hersteller



Hermann Straube

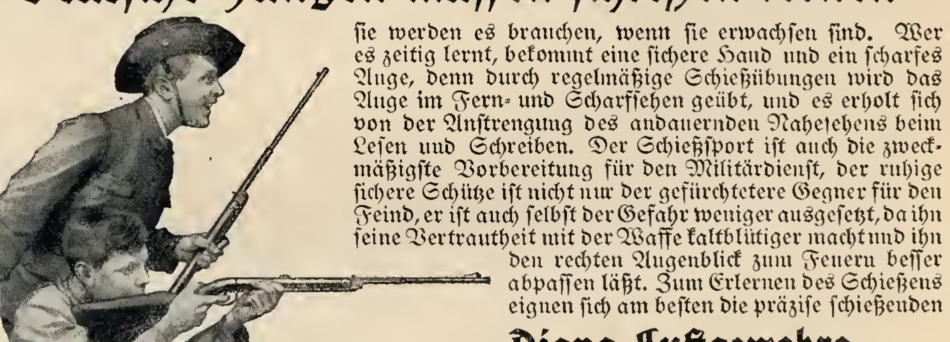
Bandagist u. Orthopäd.

Dresden-N. 60

Hauptstraße 38 I.

Ehrenkreuz und Große goldene Medaille, Karlsbad 08.

Deutsche Jungen müssen schießen lernen



sie werden es brauchen, wenn sie erwachsen sind. Wer es zeitig lernt, bekommt eine sichere Hand und ein scharfes Auge, denn durch regelmäßige Schießübungen wird das Auge im Fern- und Scharfsehen geübt, und es erholt sich von der Anstrengung des andauernden Nahesehens beim Lesen und Schreiben. Der Schießsport ist auch die zweckmäßigste Vorbereitung für den Militärdienst, der ruhige sichere Schütze ist nicht nur der gefürchtetere Gegner für den Feind, er ist auch selbst der Gefahr weniger ausgesetzt, da ihn seine Vertrautheit mit der Waffe kaltblütiger macht und ihn den rechten Augenblick zum Feuern besser abpassen läßt. Zum Erlernen des Schießens eignen sich am besten die präzise schießenden

Diana-Luftgewehre

die ungefährlichsten und im Gebrauch billigsten Übungswaffen. Jeder Vater sollte seinem Sohne ein Diana-Luftgewehr als Weihnachtsgeschenk kaufen. Er wird selbst gerne damit schießen. In allen einschlägigen Geschäften von Mk. 3.50 bis Mk. 60.— zu haben. Jedes Gewehr trägt die Marke „Diana". Man achte darauf beim Einkauf und lasse sich niemals etwas anderes aufreden. —

Das sehr interessant u. lehrreich geschriebene Büchlein „Gefahrloser Schießsport für Jung u. Alt", illustrierte Anleitung zum Erlernen des Schießens, wird auf Wunsch kostenlos zugesandt von der Waffenfabrik Mayer & Grammelspacher, Rastatt 8.

Kriegshumor.



Die Eingeseiften.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn, Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Beachtenswerte Mitteilungen.

Als ein besonders dauerhaftes, schneidiges Sportfahrzeug, das durch Ruderbewegung in schnelle Fahrt gebracht und als bestes gymnastisches Übungsmittel von den Ärzten für Kinder dringend empfohlen wird, weil es die Lungen kräftigt und alle Muskeln stärkt, hat sich der Original-Selbstfahrer Marke „Fliegender Holländer" in der ganzen Welt glänzend eingeführt und an erster Stelle behauptet. Die herstellende Firma, das Hohenzollernwerk M. Löffler, Altona a. E. 1, bringt jetzt ein neues, besonders schneidiges Modell „Sport-Typ" mit erheblichen Verbesserungen an den Markt, das sicher mehr wie irgendein anderer Gegenstand das Knabenherz am Weihnachtsabend erfreuen wird. Wer seinen oder befreundeten Kindern eine rechte Weihnachtsfreude machen möchte, sollte diesem anerkannt erstklassigen Fabrikat unbedingt den Vorzug geben und nur einen „echten" mit der Marke Fliegender Holländer versehenen Wagen kaufen. Ausführlichen Prospekt über Selbstfahrer, Spielwagen, Ziegenbockwagen usw. mit zahlreichen ärztlichen Attesten und nächste Bezugsquelle erhalten Interessenten auf Wunsch vom Hohenzollernwerk M. Löffler, Altona a. E. 1 zugesandt.



Deutsche Erzeugnisse für den Weihnachtstisch, das muß für uns die Lösung sein. Zu den Gaben, die von unseren Knaben mit besonderer Freude begrüßt werden, zählen von jeher die Baukasten. Schon die Allerkleinsten beschäftigen sich am liebsten mit den bunten Holzklötzchen. Mehr aber noch haben unsere größeren Knaben Freude an den modernen Metallbaukasten, wie z. B. der bekannte „Struktator", an dessen Vervollständigung seine Erfinder das Jahr über eifrig gearbeitet haben. Aus den blanken Metallstücken des Struktator-Baukastens lassen sich die interessantesten Bauwerke aufführen, ferner Luftschiffe, Geschütze, Werkstätten und Fabrikbetriebe. So bildet der „Struktator" eine wirklich anregende, lehrreiche und erzieherisch bedeutungsvolle Beschäftigung für unsere Knaben, von zahlreichen Kinderherzen heiß ersehnt, und ist wirklich eines der schönsten und wertvollsten Geschenke für den Weihnachtstisch.

Die Firma **Mey & Widmayer, München, Amalienstr. 7,** erstes Verlags- und Versandhaus häuslicher Kunstarbeiten bietet in ihren reichhaltigen Verzeichnissen über stilvolle Vorlagen für Laubsägerei, Kerb-, Flach-, Reliefschnitt, Einlege-, Tarso- und Metallarbeiten (über 1950 Blätter), ferner in vorgezeichneten Gegenständen zum Brennen und Schnitzen, zur Tarsotechnik, Nagelarbeit, Metallplastik usw. sowie in Dilettantenutensilien und Beschlägen, Hölzern, Werkzeugen, Apparaten usw. dem kunstsinnigen Dilettanten reiche Auswahl. (Gegen Einsendung von M. —.50 stehen die Kataloge kostenlos zu Diensten.)

Dr. Höhn's Spannlampe, eine Universalhaushaltlampe im wahrsten Sinne des Wortes, ist für Kinder-, Kranken- und Schlafzimmer, Treppe, Korridor, Klosett usw. die beste und billigste Beleuchtung. Verbraucht in 24 Stunden für nur 1 Pfg. Petroleum, was sehr von Wert ist bei dem jetzigen Mangel an Petroleum. Auch besitzt die Lampe eine Wärmevorrichtung für Mund- und Rasierwasser, für Milch usw. Ganz gefahrlos, geruchlos. Hunderttausende im Gebrauch. In Nickel oder Altkupfer franko zu Mark 4.75. Broschüre mit Anerkennungsschreiben gratis durch den Alleinfabrikanten Dr. Karl Höhn, Ulm a. D. 60.

Eifriger denn je muß Frauenfleiß am Werke sein und die Hände zur Liebesarbeit regen, da die Winterstrenge im Feld und daheim bei den Unterstützungsbedürftigen immer neuen Bedarf zeitigt und auch das kommende Weihnachtsfest immer neue Gaben heischt. In dem reichillustrierten Heft „Frauenfleiß in Kriegszeiten", das zum Preise von nur 15 Pf. im Verlag der Europäischen Modenzeitung, Dresden-N. 8, Nordstraße 29/31, soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, sind auf Grund der neuesten Erfahrungen alle guten Ratschläge, die den Frauen jetzt so erwünscht sind, vereinigt. Es enthält eine bilderreiche Anleitung zur Ausführung zweckmäßiger Gegenstände der Kriegsausrüstung, Verwundetenpflege und der einfachen Frauen- und Kinderkleidung, wie sie in jedem Haushalte zu eigenem Nutzen oder zur Linderung fremder Not leicht und preiswert hergestellt werden können.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Lehmann in Leipzig.